

Do not upload this copyright pdf document to any other website. Breaching copyright may result in a criminal conviction and large payment for Royalties.

This Acrobat document was generated by me, Colin Hinson, from a document held by the Henlow Signals Museum, believed to be out of copyright. It is presented here (for free) and this pdf version of the document is my copyright in much the same way as a photograph would be. If you believe the document to be under other copyright, please contact me.

The document should have been downloaded from my website <https://blunham.com/Radar>, or any mirror site named on that site. If you downloaded it from elsewhere, please let me know (particularly if you were charged for it). You can contact me via my Genuki email page: <https://www.genuki.org.uk/big/eng/YKS/various?recipient=colin>

You may not copy the file for onward transmission of the data nor attempt to make monetary gain by the use of these files. If you want someone else to have a copy of the file, point them at the website (<https://blunham.com/Radar>). Please do not point them at the file itself as it may move or the site may be updated.

It should be noted that most of the pages are identifiable as having been processed by me.

I put a lot of time into producing these files which is why you are met with this page when you open the file.

In order to generate this file, I need to scan the pages, split the double pages and remove any edge marks such as punch holes, clean up the pages, set the relevant pages to be all the same size and alignment. I then run Omnipage (OCR) to generate the searchable text and then generate the pdf file.

Hopefully after all that, I end up with a presentable file. If you find missing pages, pages in the wrong order, anything else wrong with the file or simply want to make a comment, please drop me a line (see above).

If you find the file(s) of use to you, you might like to make a donation for the upkeep of the website – see <https://blunham.com/Radar> for a link to do so.

Colin Hinson

In the village of Blunham, Bedfordshire, UK.

256

0227

Soldatenblätter für Feier und Freizeit



Dieses Heft
ist für die Truppe bestimmt
Auf Schreibstuben
verfehlt es seinen Zweck
Lesen und weitergeben!

4. JAHRGANG 1943

HEFT 10

Herausgegeben vom Oberkommando der Wehrmacht, Allgemeines Wehrmachtamt, Abt. Inland

INHALT

- Leutnant Wolfgang Jünemann: Wofür wir kämpfen. Seite 433
- Gefreiter Werner Kraatzsch: Wer ist glücklich? Seite 435
- Friedrich Magnus Graf Schlieffen an seine Söhne Theodor und Alfred Graf Schlieffen,
den späteren Feldmarschall. Seite 437
- Josef Wenter: Fahrt zur Donauquelle. Seite 438
- Georg Britting: Früh am Fluß. Gedicht. Seite 443
- Unteroffizier Helmut Schwarz: Urlaubstage am Rhein. Seite 444
- Heinz Steguweit: Die Jungfrau im Weinberg. Seite 447
- Gefreiter Heinz Bettinger: Jochen rückt ein. Seite 454
- Kapitänleutnant C. Harald Harlinghausen: Wirf los, Kamerad! Seite 456
- Gefreiter Raoul Rudolf Nahrath: Es kommt nicht drauf an ... Gedicht. Seite 457
- Georg Büsing: Der Bauer Carolin Guhl. Seite 458
- Anton Dörfler: Die Elsbeth und der Herbst. Seite 462
- Hauptmann Parnitzke: Das Bunkerklavier. Seite 468
- Max Barthel: Unser Herz will Sturm. Kanon. Seite 470
- Bruno H. Bürgel: Wie alt ist die Welt? Seite 471
- Soldatensport: Kleine Winke für den Frühsporleiter. Seite 473

Schach

- Friedrich Bethge: Panzer gegen Panzer. Seite 475

Lachende Weisheit

- Peter Scher-Will Halle: Briefwellen. Seite 476

Wir wollen keine Langeweile haben

- Rätsel u. a. Seite 478

Bilder · Wandspruch · Soldatenlied · Feldpostbrief



AM OBERRHEIN
Ölgemälde von Hans Thoma

B E W Ä H R U N G

U
nd wenn dann die schwerste Stunde naht,
vor dem Feind, in der Tiefe der Schlacht,
– dann spürst du: nun gilt nur die tapfere Tat
und das Herz, das du mitgebracht;

nun gilt nur noch das, was echt ist und wahr,
– alles, was Schein ist zergeht;
Gott selbst ruft dich auf in der größten Gefahr,
ob das Herz die Probe besteht.

Und findet er's trutzig, mutig und gut,
nicht achtend auf Wunden und Schmerz,
– dann läßt er siegen, trotz Strömen von Blut,
einzig dein tapferes Herz.

FELDWEBEL DR. HANS-CHRISTOPH MESSOW

Wofür wir kämpfen

Wofür kämpfen wir? Richte diese Frage an deinen Kameraden, und du wirst es erfahren, wie das Gespräch, das eben noch lebhaft und voller Eifer war, plötzlich verstummt, wie der Gefragte still wird, dich nur prüfend und in geheimem Erstaunen anblickt und dann, ja dann nach einer Antwort sucht und doch schweigt.

Ja, so ist es. Wir werden wohl stumm über dieser Frage. Denn tausend Antworten möchten wir da zugleich geben, und doch, sie erscheinen uns alle so selbstverständlich, so klar und eindeutig, daß darüber nichts mehr zu sagen bliebe. Oder — sollen wir etwa von der Liebe sprechen, der Ehre, der Treue? Nein, diese Worte sind viel zu groß, und das, was sie sagen, ruht so tief, so fest in jedes Herzens Grund, und ist so schwer und stark wie ein Anker, da mag es in uns und um uns noch so stürmen, der Anker rührt sich nicht und krallt sich nur fester in den Boden hinein.

Es mögen andere davon sprechen, wofür sie kämpfen — der Deutsche trägt das im Herzen. Frage die Mutter, und sie wird ihr Kind nur enger an sich pressen. Frage den jungen Soldaten, und er wird den Brief, den er so sorgsam behütet, heimlich noch einmal lesen. Frage den älteren Kameraden, wenn er versonnen an deiner Seite marschiert, und er wird wortlos in die Tasche greifen und dir das Bild von Frau und Kindern zeigen. Und immer wird es so sein, daß dabei kaum ein Wort über die Lippen kommt. Nur die Augen, die werden heller und blanker in solchem Augenblick, und sie werden in die Ferne schauen, weit, weit fort, und werden das friedliche Dorf unten im Tale sehen, die Fischerhütte hinter dem Wald, die blühenden Bäume im Garten vorm Hause. Da wird der eine an seine Studierstube denken, da Goethe und Jean Paul, Matthias Claudius und Eichendorff das Lied des deutschen Lebens, das ewig jung und ewig neu von draußen an die Scheiben klopft, in den Kristall des edlen Wortes gebannt. Und ein anderer wird neben Bach und Beethoven und Mozart den Melodien eines „Ännchen von Tharau“ nachlauschen, und „Am Brunnen vor dem Tore“ singen helle, frische Kinderstimmen und „Kommt ein Vogel geflogen“ und alle, alle die lieben Lieder, die nun daheim die Mutter ihren Kindern singt, ewig singt, heut und morgen, alle Zeit. Ja, und er wird wissen — dafür kämpfen wir. Denn das ist das Deutschland, das keine Grenzen hat, nicht in der Breite und nicht in der Tiefe. Das ist das unendliche Deutschland, daraus uns alle Kraft strömt, aller Reichtum ein unerschöpflicher Quell, der jedem Herzen neu entspringt und dann über dem Lande steht als gewaltiges Wogen, als allmächtige Flut, und des Reiches Wille ist, des Volkes Glaube.

Wofür wir kämpfen? Es beugt sich der Bauer über den Pflug, auf den Werften dröhnt Hammerschlag um Hammerschlag, stampfende Riesenschiffe streben stromabwärts auf die Meere hinaus — tief unter der Erde, hoch auf den Almen. weit

Wofür wir kämpfen

Wofür kämpfen wir? Richte diese Frage an deinen Kameraden, und du wirst es erfahren, wie das Gespräch, das eben noch lebhaft und voller Eifer war, plötzlich verstummt, wie der Gefragte still wird, dich nur prüfend und in geheimem Erstaunen anblickt und dann, ja dann nach einer Antwort sucht und doch schweigt.

Ja, so ist es. Wir werden wohl stumm über dieser Frage. Denn tausend Antworten möchten wir da zugleich geben, und doch, sie erscheinen uns alle so selbstverständlich, so klar und eindeutig, daß darüber nichts mehr zu sagen bliebe. Oder — sollen wir etwa von der Liebe sprechen, der Ehre, der Treue? Nein, diese Worte sind viel zu groß, und das, was sie sagen, ruht so tief, so fest in jedes Herzens Grund, und ist so schwer und stark wie ein Anker, da mag es in uns und um uns noch so stürmen, der Anker rührt sich nicht und krallt sich nur fester in den Boden hinein.

Es mögen andere davon sprechen, wofür sie kämpfen — der Deutsche trägt das im Herzen. Frage die Mutter, und sie wird ihr Kind nur enger an sich pressen. Frage den jungen Soldaten, und er wird den Brief, den er so sorgsam behütet, heimlich noch einmal lesen. Frage den älteren Kameraden, wenn er versonnen an deiner Seite marschiert, und er wird wortlos in die Tasche greifen und dir das Bild von Frau und Kindern zeigen. Und immer wird es so sein, daß dabei kaum ein Wort über die Lippen kommt. Nur die Augen, die werden heller und blanker in solchem Augenblick, und sie werden in die Ferne schauen, weit, weit fort, und werden das friedliche Dorf unten im Tale sehen, die Fischerhütte hinter dem Wald, die blühenden Bäume im Garten vorm Hause. Da wird der eine an seine Studierstube denken, da Goethe und Jean Paul, Matthias Claudius und Eichendorff das Lied des deutschen Lebens, das ewig jung und ewig neu von draußen an die Scheiben klopft, in den Kristall des edlen Wortes gebannt. Und ein anderer wird neben Bach und Beethoven und Mozart den Melodien eines „Ännchen von Tharau“ nachlauschen, und „Am Brunnen vor dem Tore“ singen helle, frische Kinderstimmen und „Kommt ein Vogel geflogen“ und alle, alle die lieben Lieder, die nun daheim die Mutter ihren Kindern singt, ewig singt, heut und morgen, alle Zeit. Ja, und er wird wissen — dafür kämpfen wir. Denn das ist das Deutschland, das keine Grenzen hat, nicht in der Breite und nicht in der Tiefe. Das ist das unendliche Deutschland, daraus uns alle Kraft strömt, aller Reichtum ein unerschöpflicher Quell, der jedem Herzen neu entspringt und dann über dem Lande steht als gewaltiges Wogen, als allmächtige Flut, und des Reiches Wille ist, des Volkes Glaube.

Wofür wir kämpfen? Es beugt sich der Bauer über den Pflug, auf den Werften dröhnt Hammerschlag um Hammerschlag, stampfende Riesenschiffe streben stromabwärts auf die Meere hinaus — tief unter der Erde, hoch auf den Almen. weit

über See — es wird geschafft und geschafft, es wird geplant und gewerkt! Rastloses Tun der Herzen und Hände — das ist Deutschland, und dafür kämpfen wir.

Es wäre die Antwort wohl möglich auf jene Frage — nun, wir kämpfen für unser Glück! Und fragten wir wiederum, worin besteht denn dein Glück? So käme uns das Bild in den Sinn, das ein deutscher Geist für die Ewigkeit schuf: Goethes „Faust“. Denn dieser Faust wird am Ende all seines Mühens und Suchens, nach allem Kämpfen und Wagen vom erbarmungslosen Schicksal mit Blindheit geschlagen, daß ihm der Genuß seines Werkes verwehrt bliebe. Aber — nun zwingt Faust, nein, zwingt der Deutsche das Schicksal, das ihn eben noch zu Boden gestreckt, stolz sich aufreckend in die Knie, und sein Blick, der das Außen nicht mehr erkennt, wendet sich tief zum Innern und begreift: jede Not und jede Gefahr macht uns nur stärker, macht uns nur reifer. Fester wird der Griff, klarer der Plan, kühner die Tat, härter der Schritt.

Und Faust, dieser blinde Greis, steht mit flatterndem weißen Haar am Gestade des Meeres, und was sein Auge nicht sieht, das fühlt sein Herz: die Unendlichkeit der Welt, die ruft und ruft, und das Herz macht sich auf mit mächtigem Flügelschlag, und die Gestirne werden verdeckt von den Schwingen, die über den Himmel sich breiten — der deutsche Wille, der deutsche Glaube.

In der Macht des Willens, in der Kraft des Glaubens ruht der Sieg des Lebens. „Und wenn die Welt voll Teufel wär!“ sprach ein deutsches Herz im trotzigem „Dennoch!“, im mutigen „Nun gerade!“ Und der Befehl „Bindet den Helm fester!“ gilt nicht nur für die Stunde, da ein Volk, des Sieges gewiß, das Schwert in die Scheide stecken will — vor allem gilt es für die Stunde der Enttäuschung, des Rückschlags, in der ersten Stunde der Gefahr, da die Ermüdung wie ein schleichendes Gift von einem zum andern springt. Jetzt zeige, wer du bist, und was du bist! Jetzt kommt es darauf an! Jetzt gilt es, den Glauben an unseren Führer durch unbeugsame Haltung zur Tat werden zu lassen! Und jetzt, nach siebzig, achtzig Kilometern, da die Kompanie nach fast Übermenschliches forderndem Marsch auseinanderzufallen droht, fährt des Hauptmanns harter Befehl wie ein Blitz durch die Mannschaft, daß sie den Schritt aufnimmt zum Vorbeimarsch, und dann dröhnt der Exerzierschritt hier unmittelbar am Feinde wie auf dem Kasernenhof, so daß der General zufrieden lächelt und weiß — mit solchen Kerlen marschier' ich, wenn es sein muß, bis ans Ende der Welt!

Und so ist es auch mit dem ganzen Volke, wenn der Befehl des Gewissens, der ferne Anruf der Ahnen und Enkel tief aus dem Blute, einen jeden anrührt. Der große Vorbeimarsch nach allem Mühen, nach aller Anstrengung, trotz Fehlschlag und Enttäuschung, beginnt, und aus seiner Härte, aus seinem Schwung bricht es so hell, so unerschütterlich und vollem Trotz empor, daß der Schlachtengott aller deutschen Kriege sein ewiges Soldatenlächeln zeigt — denn den Tapferen hat Gott lieb . . .

Leutnant Wolfgang Jünemann

Wer ist glücklich?

In schweren und ernsten Tagen, da vieles, was uns einst selbstverständlich war, fragwürdig oder belanglos wurde, ist es an der Zeit, sich auf das zu besinnen, was unserem Leben Inhalt und Wert gibt. Wenn heute mit Recht von uns allen Opfer und Entbehrungen gefordert werden, so scheint damit der so natürliche Anspruch des Menschen auf Glück in Frage gestellt zu sein. Sind wir noch glücklich? Haben wir noch ein Recht auf Glück? Ehe wir darauf Antwort geben können, müssen wir uns darüber verständigen, was „Glück“ heißt.

Zunächst ist das ein Wort, und der Begriff, den die deutsche Sprache damit bezeichnen will, ist ja nach dem wechselnden Sprachgebrauch mehrdeutig. Sinn man dem Klang dieses Wortes nach, wie es uns in zahllosen Redewendungen, Sprichwörtern oder Zitaten begegnet, so wird offenkundig, daß nicht immer ein und dasselbe damit gemeint sein kann. „Glück haben“ und „glücklich sein“ ist zweierlei, ebenso „sein Glück machen“ und „vom Glück gesegnet sein“. „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“ — liegt da nicht ein anderer Glücksbegriff zugrunde als bei dem Satz: „Er hat das Glück beim Schopfe gepackt“?

Dieser verschiedenartige Sprachgebrauch zeugt vom Reichtum und von der Tiefe unserer Muttersprache. Das, was viele Generationen vor uns über das Glück gedacht haben, spricht uns aus jenen Wendungen an. Im Märchen von „Hans im Glück“ hat sich das deutsche Volk geradezu eine eigene Philosophie vom Glück geschaffen.

Wie armselig mutet demgegenüber die angelsächsische Glücksmoral an mit ihrem Begriff der „greatest happiness of the greatest number“, dem größten Glück der größten Zahl. Zwei Sprachen — zwei Welten, denn jede Sprache enthält, wie schon Herder in seiner berühmten Abhandlung über den Ursprung der Sprache erkannte, eine Philosophie, eine Weltanschauung, die uns, da wir als Kinder in ihr denken lernten, mit geformt und gebildet hat und uns seitdem ständig mit den Wurzeln unseres Volkstums verbindet.

Gewiß bedeutet auch in unserer Sprache das Wort „Glück“ oft nichts weiter als „Erfolg“, „Nutzen“, „Wohlstand“ (im Englischen „fortune“). Es kommt aber darauf an, wem ich diesen Erfolg verdanke, ob einem äußeren Zufall, oder ob ich „meines eigenen Glückes Schmied“ bin. Beides schließt sich gegenseitig nicht aus, denn:

„Aus den Wolken muß es fallen,
aus der Götter Hand, das Glück,
doch der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick!“ (Schiller)

Der Augenblick nämlich, für den ich immer bereit sein, den ich wahrnehmen, den ich ergreifen muß. Es genügt nicht, tatenlos zu warten, bis einem „das Glück in den Schoß fällt“. Man muß auch „dem Glück die Hand bieten“. Der Unsichere, Gehemmte, Träge oder Entschlußlose wird nie „Glück haben“. Er kann „von Glück sagen“, wenn ihm einmal der blinde Zufall einen unverdienten Erfolg gewährt; aber dieser steht auf tönernen Füßen, denn „Glück und Glas, wie leicht bricht das“! Welche weise Lebenserfahrung spricht sich dagegen in dem granitenen Markspruch Moltes aus: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige!“

Damit ist der zweite Begriff gefunden, den die deutsche Sprache mit demselben Wort verbindet: Das Glück als eine Macht, die von außen her in unser Leben eingreift, uns beschenkt. Das Glück (Fortuna), fast als Person gedacht, kommt über Nacht zu uns, wohnt eine Zeitlang unter unserem Dache und verläßt uns wieder, launisch, wie es ist, um sich dann einem anderen für eine ebenso kurze Zeitspanne zuzuwenden.

Der dritte und tiefste Gehalt desselben Wortes aber bezeichnet die Verfassung unseres Gemütes, wenn wir von uns sagen: „Ich bin glücklich!“ Es ist ein Zustand inneren Reichtums, seelischer Fülle und Erhebung. Darum kann er auch nicht von Dauer sein. Kein Mensch ist in dem Sinne glücklich, daß seine Seele sich stets in einem solch gehobenen Zustand befände, und wenn wir vom Glück als einem Dauerzustand überhaupt sprechen können, so wäre darunter entweder nur äußerer Wohlstand zu verstehen oder aber ein Überwiegen der erhebenden Gemütsstimmungen im Leben eines Menschen über die niederdrückenden oder alltäglichen. So ist die Frage nach dem Glück letzthin die, welche Erlebnisse uns in jene erhobene Gemütsstimmung versetzen können. Das aber ist wiederum eine Frage unseres menschlichen Maßes, denn das Glückserleben ist das Erleben eines Wertes, und es kommt nun darauf an, was ich als Wert empfinde oder setze. Das Glücksgefühl ist außerdem ein Ergriffensein. In der Liebe z. B. ist es das Ergriffensein von einem anderen Menschen. Das Glück in der Ehe entspringt dem Ergriffensein von dem Wunder der Zeugung, der Geburt und der engsten menschlichen Gemeinschaft. Die Natur und die Kunst, die wissenschaftliche Erkenntnis und der religiöse Glaube, das Volk und die Heimat, kurz alles, was uns wertvoll und heilig ist, kann zur Quelle tiefen Glücksgefühls werden.

Alles das, was uns im wahrsten Sinn des Wortes beglücken kann, läßt sich auch zusammenfassen unter drei Grunderlebnissen des menschlichen Lebens: Es ist dies einmal die hingebende, opferbereite Liebe, zweitens das Erleben der Wahrheit durch Erkenntnis, Besinnung oder Glaubensgewißheit, und drittens die schöpferische Tat, das Erleben des eigenen Wertes durch eine Leistung. Gerade ernste und schwere Zeiten schenken uns viele Möglichkeiten, in solchem Sinne glücklich zu sein. Die Liebe zu unserem Volk, zur Heimat, zu unseren Angehörigen und Freunden erleben wir dann am tiefsten und beglückendsten, wenn wir sie in Gefahr wissen. und andererseits erfahren wir die Beglückung durch die opferbereite Liebe

der anderen zu uns in solchen Stunden auch in ganz anderem Maße als vorher. Je gefährvoller und bedrohter unser Dasein wird, um so mehr neigen wir zur Besinnung auf die höchsten Werte des Lebens. Wir erkennen Zusammenhänge und erleben Wahrheiten, die uns vorher verborgen oder nur halb bewußt waren, und erfahren im Wissen oder in der Gewißheit des Glaubens tiefe Beglückung.

Niemals auch ist uns so viel Gelegenheit zu befreiender Tat, zu Leistung und treuer Erfüllung unserer Pflichten gegeben als gerade in diesen Zeiten, in denen wir durch unsere Bewährung das Glück einer persönlichen Wertsteigerung erleben können.

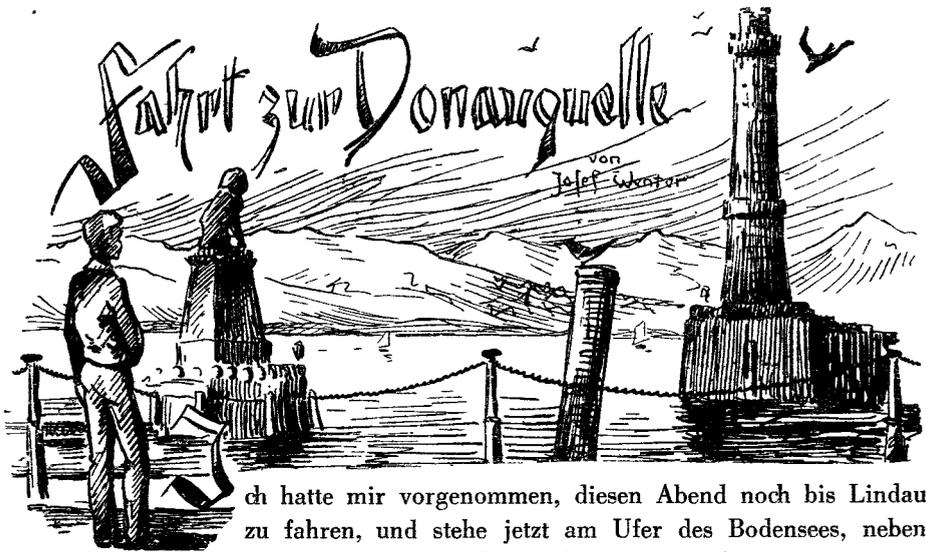
Manchem wird zunächst dieser Gedankengang widersinnig erscheinen, es wird ihn die Meinung befremden, daß unsere Zeit Anlaß zu tiefem Glückserleben bieten könne, da sie doch so viel Leid und Unglück mit sich bringt. Wir reden aber hier nicht von jenem Glücksbegriff, den man anwendet, wenn es einem „gut geht“ oder wenn man in bürgerlicher Sicherheit keine Not und Entbehrung leidet, sondern von Erlebnissen, die uns im Innersten ergreifen und bereichern. Der Anlaß zu solchen Erlebnissen kann sehr ernst sein, wie überhaupt das echte Glück eine ernste Sache ist. („Res severa verum gaudium“ lautet die schöne lateinische Inschrift am Gewandhaus in Leipzig.) Die vom Unglück Getroffenen, vom Leid Gereiften wird man gewiß selten in lauter, überschäumender Freude und Glückseligkeit antreffen, aber vielleicht werden sie für die stillen seelischen Werte innerer Ergriffenheit und Erhebung empfänglicher geworden sein. Wer vom Leid der Welt bis ins Innerste erschüttert wurde, besitzt vielleicht eine besondere seelische Bereitschaft für echtes Glückserleben, denn das Leid gehört zum Glück wie der Tod zum Leben. Im rhythmischen Wechsel zwischen beiden Polen bewegt sich unser Dasein.

Gefreiter Werner Kratzsch

Friedrich Magnus Graf Schlieffen an seine Söhne Theodor und Alfred Graf Schlieffen, den späteren Feldmarschall

Wenn ihr nun selbst zur tätigen Teilnahme an den großen Gottesgerichten berufen werdet, so empfehle ich Euch eine immer auf die große Sache ganz gerichtete Seele, Tag und Nacht weit offene Augen und Ohren, immer bereit, der erste im Sattel und der letzte aus dem Sattel zu sein, der Vertraute von Hunger und Durst, zu allen Entbehrungen willig, verzichtend auf eigene Bequemlichkeit, doch unermüdlich in der Fürsorge für die Untergebenen, jede Kraft von Roß und Reiter gewissenhaft zu Rate haltend; wenn es aber gilt, sie dann auch rücksichtslos verwendend. Heiter im Ernste, und voll Zuversicht auch in den schwierigsten und traurigsten Lagen. Gott sei mit Euch.

9. Mai 1859



Ich hatte mir vorgenommen, diesen Abend noch bis Lindau zu fahren, und stehe jetzt am Ufer des Bodensees, neben dem Löwen an der Kanzel, schaue in den einbrechenden Abend, wie er aus den östlichen Gebirgen herdunkelt, indes draußen auf dem See noch die Lichter des vergehenden Tages schwimmen in der himmlischen Bläue. Jachten und Jollen ziehen mit sanften Segeln vorüber, der Rhythmus langsamer Ruderschläge kommt über die Stille her, leise klatschen die Wellen an das Gemäuer. Die Landschaft ist zu groß, als daß sie Besitz werden könnte meinem anschauenden Gemüt; und sie ist wiederum zu weiträumig, als daß ich von ihr mich in Besitz genommen fühlte. Ich fühl's, ich bliebe hier Jahr um Jahr liebend und staunend in der Fremde, so wie es wohl anderen ergehen mag, die vor der Gebirgswelt Tirols sich zu behaupten suchen. Wieder, wie oftmals auf Reisen, wurde mir's bewußt, daß der Mensch nur in dem Kreise, darin er durch Vorfahren, Landschaft, Tonfall der Sprache wurzelt, wahrhaft daheim und glücklich ist, ja, daß jedes Sich-entfernen nur reiner und tiefer ihn zu seinen Ursprüngen zu leiten vermag. Die großartige Vielfalt der deutschen Landschaften, Stämme, Mundarten aber wird überwölbt von dem Bewußtsein der Einheit unseres Volkes, seines tausend-jährigen Ringens um das Reich.

Der sinkende Abend nimmt mehr und mehr die Ufer hinweg, daß ich bald nur Himmel und Wasser schaue. Die Fische springen häufig. So groß ist der Friede in die Weite gebreitet, daß man des Lebens beinahe vergißt, das sich tausendfältig in der Tiefe begibt. Ich muß an die weite Wanderung der Lachse denken, die jetzt an ihre Laichplätze gelangt sind. Im Februar sind sie aufgebrochen im Meere, um an die Stätten ihrer Geburt zu wandern. Uns, die wir die geheimen Weiser nicht kennen, muß es wie ein Wunder erscheinen, daß sie den Bodensee durchschwimmen und in die Einmündung des Rheins gelangen; daß sie diese Fahrt, von der Gegend der Nestmulde bis in die Nordsee und wieder zurück jährlich tun, ähnlich den Zugvögeln, die, wie die Goldhähnchen

aus Sibirien über den Ozean nach dem wärmeren Amerika fliegen, oder wie Schwalben und Störche jährlich von ihrer Sommerheimat an die Nilquellen ziehen.

Am nächsten Morgen stieg die Sonne hinter den Vorarlberger Alpen in den klarsten Himmel auf. Über dem Bodensee lagen weiße Nebel. Wo sie zerrissen, blaute der See in breiten Strömen. Als ich gegen Friedrichshafen kam, hatte die Sonne das weiße Gespinst zerröst. In goldenen Bächen strömte das Licht über die abgeernteten Felder, ließ die herbstlichen Laubbäume wie Flammen aufbrennen, blitzte mit tausend Lanzen aus dem Wasser, umflirrte die fernen Häupter der Gebirge, tauchte Himmel und Erde in eine überschwengliche Glorie. Ein majestätischer Segenspender erschien mir der See, wenn ich, weithin seine Ufer betrachtend, Blüte und Frucht auf ihnen mir vorstellte, den schönen Kranz der Monate um dieses Juwel gewunden. Ich dachte an die schaurige Größe, wenn der Föhn blauschwarzes Gewölk über die Gebirge schiebt und der See in schweigsamer Drohung geduckt liegt. Wie das sein mag, wenn er sich losläßt! Mir wurde erzählt vom Grundgewell im See. Wie der Wasserspiegel unter der ruhigsten Luft sich aufwellt, quillt, ja förmlich sich hebt. Keine Welle aber kam von irgendher, kein Zweig noch Halm rührte sich. Vielleicht, daß weit draußen ein Föhnstoß hineinfuhr; vielleicht, daß der tiefe Grund sich rührte. Denn es geht eine Erdbebenlinie durch den See. Der See schießt, heißt es auch. Das ist dann, wenn aus der panischen Stille plötzlich Donnergeröll aufsteigt. Keine Wolke stand am Himmel. Vielleicht stürzte unterseeisches Gefels ein.

Nun verbirgt sich hinter dem ansteigenden Bodenrück die Weite des Wassers. Wenn ich umschaue, ist's wie die Kimmung auf hoher See. Blau fließt in das tiefere Blau des Himmels, goldene Bahnen durchwirken die funkelnde Ferne. Unwirklich schimmert der Säntis herüber, seine Firnfelder flimmern. Aus den bunten Wäldern des Heiligenbergs ragt das Fürstenbergsche Schloß. Nun ich in Überlingen einfahre, läuten sie Mittagstunde. Ich mache Rast, lasse mich am Seeufer nieder. Blaufelchen sollte ich bekommen, und weißer Meersburger schmeckte ausgezeichnet dazu. So war es dann auch. Ich erinnerte mich: Forellen und weißen Wachauer auf der Terrasse beim „Richard Löwenherz“ über der Donau in Dürnstein; gebackenen Waller und südsteirischen Schilcher am Wörther See; Saiblinge und Terlaner in Pertisau am Achensee; Regenbogenforellen und einen lichten Traminer droben im Dorf Tirol. Immer gehen die Verse aus dem „Tasso“ mit mir:

Wohl ist sie schön, die Welt! In ihrer Weite
bewegt sich so viel Gutes hin und her.

Nicht um des Gaumens willen: gut! Nein! Um der Gabe willen und um des Gebers!

Langsam fahre ich Sernatingen zu. Der Name klingt melodisch aus ehrwürdiger Zeitferne herüber. Nun ich mich nordwestwärts wende, grüße ich noch einmal zurück zu den Alpen, die drüben im goldenen Licht ihre Häupter heben. Gilbende Schilfdickichte rauschen im leisesten Wind, bräunliche saure Wiesen zeigen das



Ende des Sees an. Pappeln gehen ein wenig mit dem Bogen, in welchem das Land ihn beschließt. Niedrige weiße Häuser, von Bäumen umbuscht, liegen am Ufer, und dahinter steigen die bewaldeten Hügel sacht hinan. Noch sehe ich ein Stück des ergrünenden Spiegels, unter dem das Wasser nunmehr seicht ist, dann ist nur mehr die herbstliche Erde da. In majestätischer Größe hatte der



See dem Ankommenden sich in einem einzigen Anblick gezeigt, drunten am Ufer in Bregenz. Einem Idyll gleich liegt sein schmaler vergehender Spiegel in den herbstlichen Büschen. Ich fahre

jetzt an dem Städtchen Aach vorüber. Es liegt auf einem mäßig hohen Hügel, versammelt um die Burg. Zu Füßen schmiegt sich das Dorf. Die Aach kommt lustig einher. Ein Forellenwasser! Das sehe ich ihr an. Daß das Flößchen in Wahrheit die

Donau ist, erfahre ich erst droben in Donaueschingen. Und daß die Donau rheinwärts fließt, daß sie dort oben zwischen Immendingen und Tuttlingen in die Erde sich macht, zum Rhein verwandelt beinahe, um als Deutschlands mächtigste Quelle bei Aach aufzusteigen, das ist so wunderbar und ergreifend zu bedenken. Daß des Reiches größte Ströme in einem schönen und geheimnisvollen Sinne nahe verwandt sind, daß ihre Wasserscheide eine im verborgenen sich begebende ist, wie um, fast von einem gemeinsamen Ursprunge aus, nach Norden und Osten sich auszugießen, das heilige Reich zu umfassen: das will mich mit der Bedeutung eines Symbols anrühren. Dann, wo die Straßen von Ulm und Stuttgart in die meinige münden, da ist nun die Donau, und seit

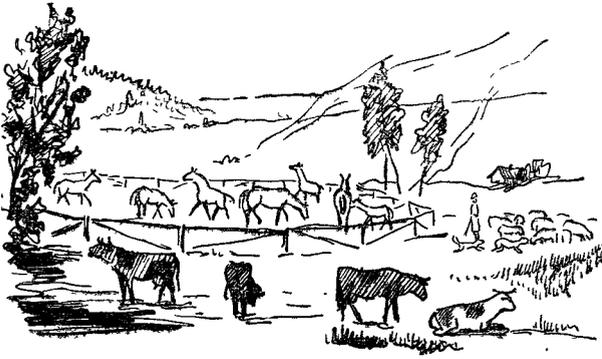




SEINE LIEBLINGSBLUME



FROHE JUGEND



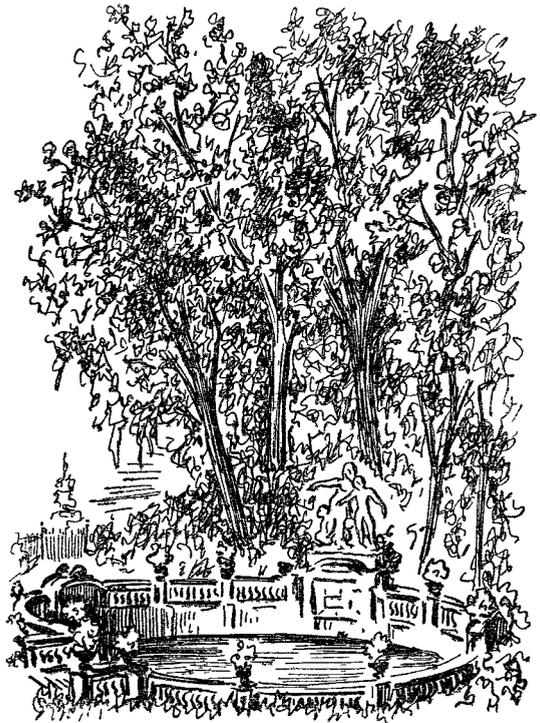
vielen Stunden ist kein Bach noch Fluß ostwärts geflossen. Ich schaue dem strömenden Wasser, das mir sacht entgegenkommt, ins sanfte Gesicht und weiß nichts, als daß dies die Donau ist. Zärtlichkeit zum heimatlichen

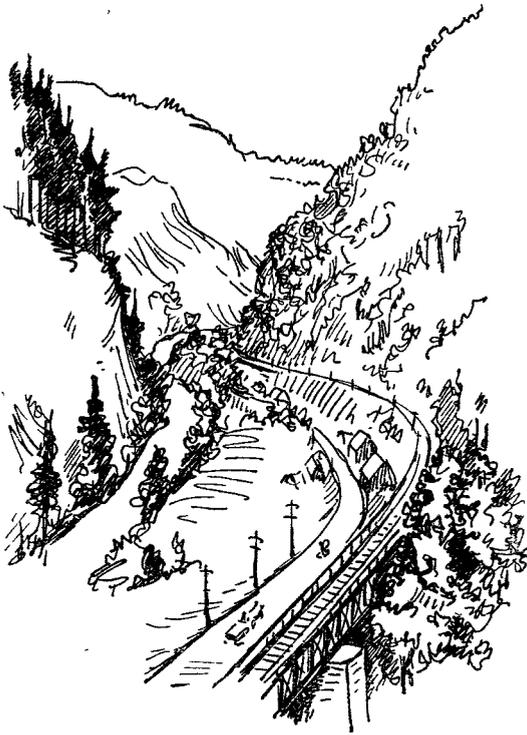
Strom erfaßt mich. Und während ich dabei an Sankt Stephan denke, erinnere ich mich auch an das Münster in Ulm.

Nun also bin ich im Herzen des alemannischen Landes, und die breiten Waldberge, die dort vor mir aufsteigen, sind der Schwarzwald. Mit innigem Zauber umfängt das Wort mich. Welch ein sanftes friedfertiges Land liegt vor diesen weiten Wäldern hingebreitet! Wie lieblich windet der Fluß sich durch die stillen herbstlichen Fluren! Wie ist der Himmel gnädig gewölbt in tiefer Bläue! Tausendmal Nähe und Ferne. Wälder und Breiten und den heimatlichen Fluß grüßend, fuhr ich gegen Donaueschingen und hatte die westliche Sonne in meinen glücklichen Augen.

Die weite Hochfläche der Baar bereitete sich zum Winter, Pferdeherden waren in den Koppeln, Rinder und Schafe weideten auf den leeren Breiten, über die der Rauch von Kartoffelkraut bläulich hinzog. Meine Augen gingen mit dem Fluß längs der Straße, darin der goldene Herbsthimmel sich spiegelte, Draußen inmitten der Felder stand ein weißes Dorf um die Kirche versammelt. Ein Turmfalke rüttelte in der flimmernden Weite. Es war eine herrliche Schau ins Land, ein strahlend gewölbter Himmel, solch eine schimmernde Ferne nach allen Richtungen, daß ich in tiefen Zügen die Herbstruhe einzusaugen meinte.

So beglückt fuhr ich die breite Straße gegen das Fürstenbergische Schloß in Donaueschingen hinan. Nahe der Kirche stieg ich aus. Es war Sonntagnachmittag, der Platz leer und still. Ich blickte hinab in den Schloßpark, dessen grüne





Wipfel an die Kirchhofmauer branden. Da wies mir ein Mann, der an der Mauer lehnte, die Donauquelle. Der Wasserspiegel des breiten Beckens lag dunkelgrün und so ruhig, daß sich die Figuren einer Marmorgruppe am Rande darin genau widerspiegelten. Nur am oberen Ende war Bewegung im Wasser. Dort entquoll es der Erde. Ich bin nicht hinuntergestiegen, denn der Anblick von oben war gar schön. Ich wollte mich keiner Neugier hingeben. Welch Gleichnis jeden Ungefährs, jeder Schöpfung, jeden Entwerdens, Sichverströmens, Sichvollendens, Mündens aus Tiefe in Tiefe! Die Wipfel der uralten Bäume loderten in den glühenden Farben des Herbstes. In ihrer Hut begab sich das Quellwunder.

Ich ging das schmale Bächlein entlang bis zu dem Monopteros, der den Eintritt der Donau in die größere Welt überwölbt. Da rauscht die dünne Kaskade die Mauer hinab und gibt von diesem Augenblick an dem breiteren Flusse, in den sie hinabstürzt, ihren Namen. Ich kannte den Vers: „Die Brigach und die Brege, die bringen die Donau zuwege.“ Aber ich horchte ihn mir nicht ab. Zu innig berührte es mich, daß ich den guten überlieferten Glauben haben durfte, den Ursprung der Donau zu sehen, trotzdem ich vor wenig Zeit bei Aach an der wahrhaften Donauquelle vorbeigekommen war.

Es dämmerte über dem weiten Land, als ich die letzte Höhe überfuhr, bevor die Straße sich zur Rheinebene hinabsenkt. Ich nahm Abschied von der weiten Schau über die Baar, ich freute mich auf die weite und sanftere Schau über das obere Rheinland, die mir die Karte anzeigte. Dann nahm mich die Hoheit, die Kühle, der tiefere Schatten und der strengere Ernst der Wälder auf. Der Bach neben mir schäumte weiß. Manchmal ging der Abendwind über die Kronen, dann rauschte es weithin und schlief wieder ein. Der Titisee lag drüben im dunklen Schatten der Wälder fromm und vom zauberischen Himmel angeglänzt.

O allzu schnelle Abende des Herbstes! Über dem Taleinschnitt gegen Westen stand noch das lichtere Rund des Tages, indes über mir die ersten Sterne glänzten. Die Wälder dunkelten mehr und mehr und schwiegen fremd. Die Dreisam war zur

Herrin des finsternen Höllentals geworden, ihr Rauschen ging klingend durch die einbrechende Nacht. Dann tauchten Lichter auf, immer mehr. Freiburg lag vor mir. Meine Augen suchten den Münsterturm und fanden ihn nicht. Feine Nebel zogen vor die Sicht. Feine Nebel lagen draußen, wo ich den Rhein wußte. Vor dem westlichen Horizont sah ich Gebirge undeutlich in tiefe Dämmerung gestellt. Die Vogesen! Welch eine Welt hatte sich aufgetan! In einer kurzen Stunde war ich aus Bezirken, in welchen die Menschen in heiterem Ernst den täglichen Tag leben — so wenigstens schien es mir —, in weltgeschichtlich erfüllte Räume gelangt. Wenn ich den vorübergeglittenen Tag in ruhigem Genießen durchkostet hatte, so fühlte mein Herz sich jetzt zu einer Art feierlicher Ergriffenheit gestimmt. Nun ich die weite Bucht zu Füßen der Wälder mehr und mehr sich hindehnen sah, war mir's, als müßte ich Haltung nehmen wie beim Eintritt in geweihte Räume.



Früh am Fluß

*Drehende Nebel trägt er auf dem Rücken.
Wir wandern ihm im Morgengrau entgegen.
Die Sonne will ihr breites Schwert schon zücken
und mächtig auf die Berge legen.*

*Sie reißt es hoch. Wie Mücken
umsaust's ein Funkenschwarm und rinnt als goldner Regen.
Silbernes Entzücken
strömt der Fluß dem Licht entgegen.*

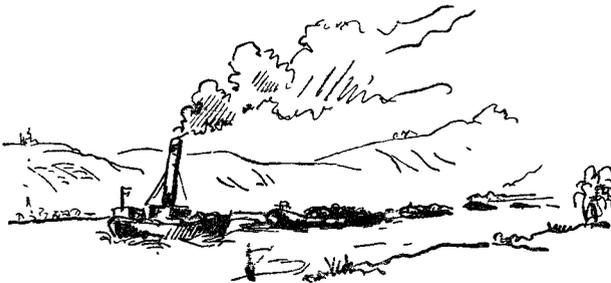
Georg Britting

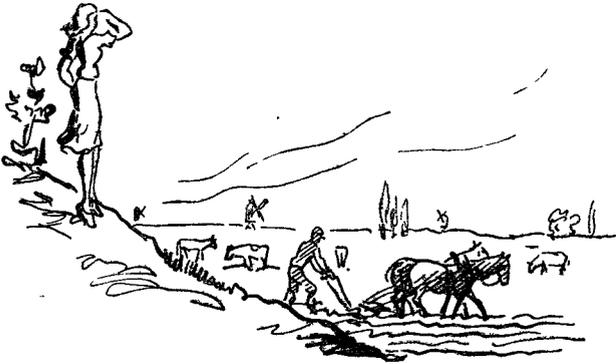
Verkaubstage am Rhein



Langsam gleitet der Zug in die Bahnhofshalle und hält mit plötzlichem Ruck. Wir springen herab auf den rötlichen Schotter und drängen uns dem Ausgang zu. Mit einem Blick nehmen wir das vertraute, langentbehrte Bild in uns auf, das das alte Rheinstädtchen bietet: den blumentumrankten Bahnhof und jenseits der Sperre den von schmalen, spitzgiebligen Häusern umstandenen viereckigen Marktplatz. Wir sehen den Brunnen inmitten des freien Platzes. Aus tönernen Röhren springt, wie immer, in blitzendem armdickem Strahl das Wasser, und aus dem steinernen Rund trinken ein Paar glänzende, feistschenklige Pferde, die ein Kutscher abgespannt, in langen Zügen. Wir sehen die Menschen, die geschäftig, wenn auch ohne sonderliche Hast, ihrer Arbeit nachgehen. Wir sehen die grünen Oleanderkübel neben dem Eingang zum

Wirtshaus und die Läden, wo Lebensmittel und Blumen verkauft werden. Nichts hat sich geändert gegen früher, nicht viel wenigstens, jedenfalls finden wir es noch so vor, wie wir es vor vielen Monaten, als wir in unserem letzten





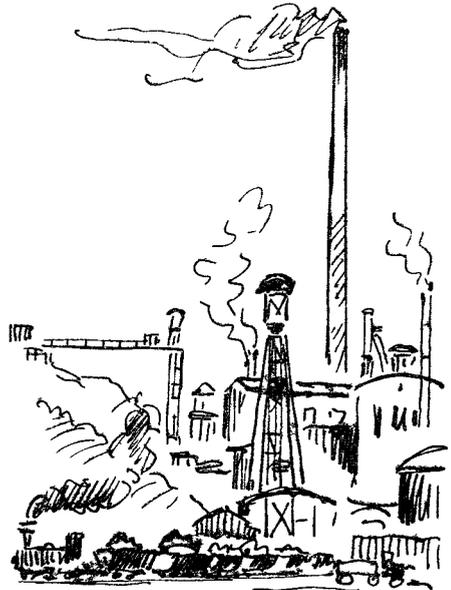
Urlaub hier waren, gesehen und in der Erinnerung hatten. Daß sogar Blumen feilgeboten werden — Blumen über Blumen in farbenglühender Pracht — erfüllt uns fast mit Dank. Wie ein stiller Gruß der Heimat ist das, eigentlich unerwartet, und gerade deshalb sind wir besonders

dankbar. Ein heller, heißer Spätsommerhimmel spannt sich über die Stadt. Die grauen Schieferdächer scheinen sich unter dem Sonnenglost zu ducken, und nur ein spitzer Kirchturm sticht in die pralle Himmelsseite.

Dann kommt der Strom in Sicht, der von engenden Bergen zum Strom freigegebene Rhein, ein stumpfgrünes, breites Band durch weite Ebene unter endlosem Himmel. Wir fühlen ganz nahe die niederrheinische Ebene, diesen erhabenen Gedanken Gottes, der aus dem Unendlichen zu uns strömt. Ein Schlepper keucht stromauf. Die Kähne, die er hinter sich herzieht, liegen tief im Wasser und sind bis an den Rand mit fetter, schwarzer Kohle beladen, daß die Wellen den Gangbord überspülen.

Wir besteigen einen Kirchturm. Unter uns die alte Stadt. Mit dunstgrauen Mittagsschleiern der Ebene enttaucht, den Stromwassern entstieg, dehnt sie sich in den Arm des weichen Flußbogens. Und vor uns, zum Greifen nahe: aus mattem Schieferglanz über unzählige enggeschmiegtter, schmaler Spitzdächer und im Kranze feierlich dunkler Kirchen mütterlich aufragend der Dom mit allen Wundern seiner Gotik, ein steingewordener Gesang. Zwifach erscheinen uns Dom und Stadt im Spiegelbild des ziehenden Wassers.

Weit schweift unser Blick in die Runde. Stromab ahnen wir das flache, deichumfriedete Land, wo blanke Kühe knietief in den Wiesen stehen und unzählige Mühlen Sommerwind und Sonne schaufeln. Bauern pflügen jetzt vielleicht



ihren Acker oder dreschen das Korn, das in den heißen Wochen reifte, und irgendwo mag ein Mensch stehen gleich uns, ein Mädchen vielleicht mit flatterndem Haar und Rock auf einer Deichkrone, und in das rheinische Land schauen.

Stromauf aber liegen die Winzerdörfer zwischen Rebhügeln und Wäldern. Dort, zwischen den Bergen, mag die Luft flimmern vor Hitze und den Saft der Trauben zur Reife kochen. In den Weingärten, eingebettet zwischen Strom und Berghang, verliert sich das Winken und Lachen froher Menschen. Blaugrün strahlt es von den Rebhügeln und zerfallenden Burgen.

Überall aber, von schwerarbeitenden Dampfern im schwappenden Wasser, von rauchüberwehten Zechen klingt es heraus, das Lachen eines Mädchens, Spiel und Jubel der Kinder — jeder Schluck Wein, schwer seiner Mühe, süß seiner Sonne, jeder Rebstock am Hang, jeder Obstbaum in grünen Wiesen, jeder fahrende Berg kostbarer Kohle im Schiffsbauch oder auf den Halden, jedes berg- und baumumkränzte Dorf, Mensch und Ding, das lichttanzende Land und der glutende Tag sagen es aus: Heimatland. Schönes rheinisches Land!

Gedankenversunken steigen wir wieder herab vom Kirchturm und tauchen unter in die Stadt.

Fern liegt jetzt, was hinter uns blieb, als wir den Heimaturlaub antraten. Und doch: seltsam mengen sich die Bilder von dem, was war, und dem, was heute und hier um uns ist. Gab es nicht dort, wo wir herkommen, auch einen breiten, gurgelnden Fluß, dem Rhein nicht unähnlich, an dessen einem Ufer wir uns wochenlang eingegraben hatten? Gab es nicht Äcker dort und Pferde und hüfthohes Korn? Gab es nicht aus dem Boden gestampfte Fabriken und Bohrtürme und arbeitendes Land? Gab es nicht sternklare Nächte und Hügel und schwarzragende Wälder? Manches von dem, was wir heute geschaut, fanden wir auch dort, weiträumiger vielleicht und unerschlossener.

Dennoch hatten wir, ach wie oft, auf den frostklirrenden Feldern gestanden oder später im tauenden Gras unter tropfenden Bäumen, und jäh hatte uns ein Gedanke befallen an das, was wir heute sehen. Wenn wir in einsamen Nächten zuweilen dem wildrauschenden Strudel von Schlamm und Schmelze gelauscht und in das weißschäumende Wasser gestarrt, wenn wir von einem Dorfrand aus in die Ackerweiten des Ostlandes geblickt hatten, war uns eine Erinnerung gekommen an ein stetes Strömen irgendwo in weiter Ferne. Und so war es uns mit vielem gegangen. In dem unendlich Formlosen, das der Erschließung harrt, haben wir uns einer Sehnsucht nach etwas fest Umschlossenen, nach etwas, das in generationenlanger Arbeit schon geworden ist und geformt und geordnet dasteht, nicht erwehren können. Wir hatten nicht gesehen, damals, was wir sahen, und nur geschaut, was wir fühlten. Das kommt uns jetzt jäh zum Bewußtsein.

Heute aber erscheint uns das Land hier, die stromumflossenen Städte und Hügel, Berge und Wolken, Mensch und Ding anders als früher. Nicht daß der Krieg

und die verflossenen Jahre das alles gewandelt und verändert hätten. Im Gegenteil: vieles ist überraschend beim alten geblieben. Und doch!

Vielleicht kommt es daher: wir schauen alles mit helleren, wissenden Augen, jedenfalls aber in einem neuen Licht. Schöner und schmerzlicher sehen wir die nahen Bilder — erkennend und abschiednehmend in einem. Nur wenige Tage sind uns gegeben, dann ist der Urlaub zu Ende. Wir können gar nicht genug in uns aufnehmen, und es ist, als ob sich uns jedes Bild unauslöschlich in die Seele brennen wolle.

Unteroffizier Helmut Schwarz



HEINZ STEGUWEIT

Die Jungfrau im Weinberg

Imma kam aus dem Weinberg, die Sonne ging unter, der Himmel glomm feurig wie das Laub an den herbstlichen Stöcken. Man schnitt den Riesling, man brachte die Beeren zur Kelter, und auch auf Immas Rücken hing eine Tragbütte. So stieg das Mädchen hinab ins strömende Tal, ein wenig heiter, ein wenig traurig, das machte der Herbst; und eben hier, wo der Rhein um die Krümmen und Klippen schäumte, verschimmerte solch ein Tag nicht ohne Rührung, darin sich Mensch und Natur geschwisterlich teilten.

Imma bemühte sich, die Füße tändeln zu lassen, es gelang nicht ganz; die Kiepe hing wohl schwer, jene Tragbütte meine ich, die, einem hölzernen Trichter ähnlich, geschleppt sein wollte, und es waren die Rieslingtrauben nicht allein, die das Mädchen drückten. Imma wußte, wenn die Lese getan und alle Maische zum Most gediehen war, bis Ende November sicherlich, dann mochte das Gären beginnen. Doch heuer floß manche Sorge in die Fässer, und die Sorgen mehrten auch die Büttelast auf dem Rücken: Weil Krieg war, darum hing die Kiepe härter als sonst; darum mochte der Fuß nicht tändeln; darum schien das Feuer der Abendsonne so blutig, und im glühenden Weinlaub stand des Jahres Abschied zu lesen.

Eine Freude, eine recht absonderliche, könnte ich brauchen, dachte Imma, als sie, ins Tal gekommen, des Vaters Haus am Wingert ruhen sah. Gewiß, um den

Giebel lieberten die Ranken, im Fachwerk predigten alte Sprüche, aus dem Schornstein stieg ein Säulchen Rauchs, das bald vom Wind zerkräuselt wurde; doch friedlich war nur das Bild, nicht aber die Welt, die ringsum dämmerte.

Also schritt das Mädchen zur Kelter hin, und der Vater stand in der Tür, ein Pfeifchen rauchend, zwar ohne rechten Genuß, wie es schien, denn die Lippe hing schief, und der grüne Winzerhut saß im Nacken, ganz auf Krakeel, wie man's nannte.

Dem war so. Kaum trat der Mann aus dem Weg, als das Mädchen, von der Last ziemlich erschöpft, vorüber wollte: Dreißig Bütten am Nachmittag, zu wenig für ein junges Ding, murrte Vater Florian, und die Imma mußte sich eilen, daß er sie nicht zur Kelter stieß, die tropfend im Gewölbe wirkte. Hier hing der gärende Duft, süß wie ein Rausch, und die greise Küferin sprach, das Äuglein rollend, in Immas Ohr: Daß du's weißt, dein Erwin ist im Land!

Darum saß des Vaters Winzerhut auf Krakeel? Wer Töchter hat, möchte sie bewahren, so lange wie möglich, da scheint jeder Schatz ein Wolf, jeder Freier eines Teufels Spion. Und die Imma war schön, man mußte sie doppelt hüten. Und sie sah ihren Erwin gern, man war einander hold, die Briefe wanderten nun jahrelang, sei's gen Tromsö oder zur Krim, und der Soldat hatte jeweils Antwort gegeben. Heut war er wieder daheim, war auf Urlaub für vierzehn gesegnete Tage.

Imma hörte es. Indes sie aber zur Straße wollte, abermals am Vater vorbei, hielt

der sie fest, etwas ruppig gar und am Ärmel ziehend: „Wohin? Ich leid's nit. Basta.“

Das alte Lied, der ewige Kummer, die immer wiederkehrende Not. Wie sollte man sie nennen? Vielleicht Besorgnis, womöglich Eifersucht. Denn Väter lieben ihre Töchter; man teilt das tiefere Gefühl ungern mit fremden Menschen.

Was er wohl Bitteres gegen Erwin habe, fragte Imma den Vater, und der bäuerliche Herr von sieben Weinbergen klopfte die Pfeife am Türpfosten aus: „Der Bursch ist





IN DER WÄCHÄU



SPIEL IN DER SONNE

frech. Ihm fehlt alle Achtung vor die erwachsene Leut'. So is das. Guck nit von der Seite, Imma, ich sag's allweil: So is das."

„Hat Erwin dir 'nen Schmerz getan? Ach, Vater, das ganze Handwerk ist rauh beim Soldaten.“

Herr Florian zog den Winzerhut noch fester, noch tiefer zum ledernen Nacken hin: „Mag sein. Aber zu Hause wär' Respekt am Platz. Gerad um Mittag, kommt der Schnäpser daher, knallt mir die Hand auf 'n Hut, daß ich 's Ohrensausen spür': Kopp hoch, alter Bock, grient der Kerl, der Herr Soldat. Is das 'n Urlaubsgruß?“

Die Imma sann in sich hinein. Und streckte den Rücken, der noch wund war vom Beerentragen. Die schöne, obgleich vom Brand der Ungeduld geschürte Tochter warb um ein Verzeihen für Erwin, nach dem sie verlangte: „Denk halt so, Vater: Da draußen, wo Krieg ist, lernen die Jungen das Grobsein und alles andere . . .“

Der alte Florian brauste los: „Nu hat's mich aber: Ihr seid schon verschworen? Ihr redet die nämlichen Sprüch? Auch der Bursch hat mir beibringen wollen, derlei Späße kämen vom Krieg, so lerne man's unter Soldaten!“

Er schalt noch viel, der Vater Florian. Schalt sich gar ins Husten, da schwoh der Kopf, so zornig rüttelte alles den sorglichen Winzer. Und die Imma ließ er nicht frei, vielmehr nahm er das Mädchen bei der Hand: „Jetzt kommst mit, ich weiß noch Arbeit!“

Sie mußte folgen. Selbender ging Florian mit ihr den Weinberg hinauf; mühsam und Schritt um Schritt über die Schieferstufen, der Wind flog kühl, die Dunkelheit sank bis zur Finsternis. Kein Licht, kein Fünkchen nah oder weit, alles nur trist und bald gar undurchdringlich; denn die Nebel brauten, die Luft wob Schleier und Schwaden, auch häkelte sich Altweibersommer in den keuchenden Mund. „Wohin so spät, lieber Vater?“

Er antwortete nicht.

„Ist eine Stunde noch zu klimmen, lieber Vater!“

Er schwieg um so mürrischer. Zuweilen nur mußte er innehalten, des Herzens wegen, das quälend schlug; dann troff die Stirn, auch lahmten die Knie, Herr Florian war kein Fohlen mehr.

Auf der Höhe, wo der Riesling quoll, soeben bis zur Edelfäule wunderbar vom Sonnenlicht gesotten, stand das kleine Hüttchen mit dem Gerät; mit Sammelbütteln und Traubenscheren, mit Rebspritzen und Weinbergpflügen also, wie man sie braucht durchs schwere Jahr. Hier oben war tagsüber das ganze Tal zu überblicken, bis zu den Vogesen hin, zur Nacht indessen schien in friedlicher Zeit das blitzende Gefunkel von tausend Lichtern ringsumher wie eines Sternenhimmels Echo in der Tiefe.

Heuer verstummte der nächtliche Zauber. Weil es Feinde gab. Und der Nebel schob sich noch dicker zusammen, kaum sah man die Ruten und Triebe.

Vater Florian klimperte mit seinen Schlüsseln und schloß das Hüttchen auf: „Hier mußst du bleiben. Imma.“

„Wozu denn, lieber Vater?“

„Daß keiner mir nimmt, was mein ist.“

Ein Frieren glitt über das Mädchen hin: „Wo soll ich nur schlafen, Vater?“

„Liegt viel Stroh herum. Und das Abendbrot hab' ich im Rock.“

Er setzte ein Päckchen auf die Fensterbank. Stellte Bretter vor die Scheiben. Zündete die Laterne an. Sagte ade. Ließ alles gut sein so, die Tochter wäre nun aufgehoben, dachte er, der rührende Bauer Florian.

Als er, vom Abstieg über Stock und Stein noch arg benommen, wieder vor die Kelter kam, sah er den Erwin mit den Küfern schwatzen. Mag er sich plagen, sann der Vater, mag er suchen und sich krümmen, ich weiß das Täubchen längst im Schlag, kein Habicht fliegt hinein.

Der Soldat indessen, dem niemand flüstern konnte, wo sein Mädchen warte, stampfte mit dem Fuß, das gab Funken, so ein Stiefel hat ja Nägel, und der Boden im Kelterhaus war aus Stein. Erwin ging fort, zum Florian wollte er, der aber hockte am Weinberg, sagte man, und so kam es: Eben dort, wo die schieferne Treppe begann, saß der Alte auf den Stufen, sein Pfeifchen glomm durch die Dunkelheit, der Qualm war munter zu riechen. Sicher, hier wurde Wache gehalten, hartnäckig sogar, denn der väterliche Posten setzte sich noch breiter hin, als er die Schritte hörte: „Was suchst du, Bursch?“

„Möcht' sprechen mit Euch, Papa Florian.“

„Bin dein Papa nit.“

„Aber Immas Vater biste, Meister Florian. Sag' schon, wo ich sie finden kann. Bin doch ehrlich. Herrgott, und das bißchen Grobheit vom Mittag, war das so sauer —?“

„Ich leid's nit, mir hat's gelangt, und also ist's gut.“

Der Erwin huß zu bitten an: „War bald zwei Jahre fort. Auch für Euch, Mann. Wo also steckt die Imma?“

Florian schwieg. Sein Pfeifchen glühte bei jedem Saugen auf. Endlich murrte der alte Herr: „Bist nur zu dreist noch, Erwin. Und zu wild. Hast selber gesagt, so was lerne sich draußen.“

Der Soldat ahnte, daß wenig zu wollen war. Und ein Geraufe mit dem Wächter hätte alles nur schlimmer gemacht. Warum hockte der Winzer hier? Weil er die Imma getarnt hatte. Auf dem Rieslingberg. Na also. Das leuchtete ein, wozu hatte man Strategie gelernt. Ein schrulliger Feind. Und eine Bastion, um die es sich lohnte.

Florian fühlte wohl, daß der Junge sich Gedanken machte, vielleicht gefährliche Gedanken. Man mußte auf der Hut sein, mußte das Gitter beobachten und die Mauer, auch die Ruten und den Zaun.

Der Erwin aber trollte sich, der Herr Soldat. Und da er die Gasse hinab zum Ufer strebte, wußte der Vater, daß nichts mehr zu gewinnen sei für den Eidam, den unwillkommenen. Freilich, nachgehen mußte man, sei's schleichend und immer

an den Giebeln lang. Aber der Bursch stieg auf die Fähre, ließ sich über den Rhein bringen, gut so, dort war der Freier fern genug, wenigstens für heute.

Ach, der Erwin, der Herr Soldat. Nun griff er von der Flanke an. Denn am jenseitigen Strand stieg er aus, wanderte ein Stück rheinauf und maß, aller Dunkelheit zum Trotz, mit klugem Auge, was auf des Stromes schäumender Strecke gewagt werden könnte. Dann, als der Krieger alles Nötige in Einklang gebracht hatte, die eigene Kraft und die Abdrift des reißenden Wassers, auch die Breite des Rheins und die Nebelbänke von einem Ufer zum andern, zog er die Stiefel aus und die Strümpfe, desgleichen Hose und Rock, kurz: alles. So schnürte er die Kleider zum Bündel von einigem Gewicht. Und knüpfte sich die Last auf den Scheitel, band sie mit dem Hosenträger fest, der Knoten saß unterm Kinn, nicht zu locker und nicht zu klemmend. Langsam watete der Bursch ins Wasser, bis die Flut um Brust und Rippe spülte. Kalt war's dem Blut, das ungestüm hämmerte. Und der Landser, der inniger liebte als kaum ein anderer, hub zu schwimmen an. Was trieb ihn denn, wenn nicht die Leidenschaft, und was lieb ihm die Stärke, so unbändig, wenn nicht der Trotz, die Not, das rebellierende Gewissen: Wer denkt sich aus, wie sehr der einsame Mann schon wieder kämpfen mußte. Auf Urlaub hatte er kommen wollen, nun forderte die Heimat dennoch ein Schicksal von ihm. Sang nicht die Finsternis ihr schwärzestes Lied? Stieß nicht der Strom gewaltsam den Schwimmenden fort, der sich bitterlich wehrte gegen den Untergang?

So schaffte es der Bursch. Oft von den Strudeln eingesogen, oft über Schründe und Schroffen gerissen, daß er blutete. Nochmals: Erwin schaffte es. Am neuen Ufer kroch er auf die Kiesel. Rieb sich trocken, klopfte sich warm, zog die Klammotten an und lachte. Lachte so herrlich, daß ein Echo kam von den Kanzeln am hohen Fels. Dann suchten die Augen mühsam umher. Alles war wie einst und ehedem: Hier, jenseits der gequaderten Mauer, mußte der grüne Silvaner wachsen, dort der blumige Traminer, rot wie's Drachenblut der alten Sage. Darüber aber, im Nebel nimmer zu erkennen, doch im Bau der Terrassen zu ahnen, der goldene Riesling Vater Florians. Wenn er wüßte.

Erwin tastete sich die Mauer entlang, fand das weißgetuschte Meilenzeichen, wie der Rheinstrom deren viele hat. Der Soldat überlegte: Hier sei's möglich, auf den Sockel zu kommen. Das Gesims war mit Scherben gespickt, eine Schlehdornhecke säumte mannshoch den Wingert, kreuz und quer gesponnener Stacheldraht zürnte dem Schritt, auch warnte ein Schild vor Selbstschüssen und ähnlichem Spuk: Der Liebende fand sich hindurch, und war für heute doch nur ein Abenteurer des Herzens. — Nun ging er, eine Nebelgasse nützend, den Berg hinan, sachte zwischen Rebstöcken her; ja, könnte man die Trauben in ihrer Farbe sehen, dürfte man schwelgend teilhaben mit den Augen, dachte der Kamerad und hatte Mühe, seinen Weg zu sichern. — Einmal freilich, auf halber Höhe innehaltend, rief er doch Inmas Namen, rief ihn wohl mit schmerzlichem Verlangen: Da drang ein Hauch von Licht, zwar schimmernd nur, über den Abhang hin, so daß der Soldat

sein Ziel genauer wußte. Er stieg, er klomm, er eilte sich, die Kraft wuchs sonderbar, die Dunkelheit schien kein Ärgernis mehr, noch einmal drum und dies zur letzten Erlösung: Imma —!

Sie kam. Er hörte die kurzen Schritte auf den Schieferstufen und dem abschüssigen Pfad. Sah den Schatten, lenkte sich rascher, fühlte zwei Arme, spürte des Mädchens flatternden Mund.

O Seligkeit. Niemand sah zu, nur der Nachtgesang summt, alle Dunkelheit wurde zur Feier, jedes Stück Nebel endlich zum Freund. Und tief im Abgrund scholl des Rheines strömender Rausch um Inseln, Krümmen und Klippen.

Die Liebenden gingen zur Weinberghütte. Hier glomm die sparsame Lampe hinter abgeschirmten Fenstern. Erzählen mußte der Soldat, erzählen mußte das Mädchen, und wollte der Traum kein Ende nehmen, so fern lagen die Felder der Schlachten, so gnädig schien die lange Frist von zwei verwichenen Jahren. Nun hatte man sich wieder. Und genoß die Fülle des Augenblicks. Als wäre vorher keine Not, kein Fleiß, kein Opfer ohne das Ziel jener Stunde gewesen, deren Geschenke man nunmehr empfing.

„Ich wußte, daß du kommen würdest“, sagte Imma und schlang sich wieder um den Geliebten.

„Ich wußte, daß du warten konntest. Auf mich. Imma, auf mich“, lachte der Soldat. Ihn froh nicht mehr, wohl glühten die jungen Menschen sich an. Und als sie eine Mahlzeit von Trauben aßen, rote und helle, süße und noch süßere, darin des Sommers ganze Hochzeit sich erquickend gesammelt hatte, meinten die Verzückten, auch in diesen Beeren seien die Wonnen des Himmels und der Erde zu schmecken. Man müsse es nur zu kosten wissen. Und dürfe nichts davon vergeuden.

Gegen Morgen, als der Dämmer schon rötete, verließen die Bräutlichen ihren Schlupf. Der Nebel floh langsam zur Höhe, das Licht der Sonne sog ihn auf. Erwin aber litt nicht, daß das Mädchen sich versehre auf dem bröckelnden Pfad und seinen hundert Treppchen: Der Bursch hob die Imma auf seine Arme, trug das Mädchen ins Tal, eine fromme Last; selig lehnte die Braut den Kopf an Erwins Schulter und bald an seine Wange.

Im Dorfe nun, wo man schon wirkte und werkte, die Winzer neu in die Traubengärten zu schicken, blieben die Nachbarn stehen, das glückliche Bild zu bestaunen. Der Soldat hatte es so gewollt: Jeder sollte es sehen, alle durften es wissen, und die Dörfler waren nicht karg im Herzen. Man lachte und winkte bis zum Lehrer und Apotheker hin. Sapperment, der Krieger war stark, und also folgte ein singender Pilgèrzug dem Pärchen, das Vater Florians Fachwerkhaus am Ende erreichte. Hier drückte der Bursch die Tür mit dem Stiefel auf, trug Imma hinein, setzte sie ab, schloß wieder zu, war allein mit dem Schatz; hörte aber bald den Hausherrn, den der Aufruhr alarmiert hatte: „Wo kommst her, Bursch —?“

Erwin wischte sich, atemschöpfend, mit dem Handrücken über Schläfe und Stirn: „Daß du's weißt, Vater Florian, den leichten Weg hast du versperrt, mir blieb der schwere nur übrig.“

Der Alte, ungläubig noch, griff sich an den Kopf: „Bist etwa nit übern Rhein geschwommen?“

„Ich hab's getan, Herr!“

„In der Nacht, Bursch? Im Nebel —?“

Erwin nickte.

„Da hätt'st ja elend versaufe könne!“

„Vielleicht und beinah, Vater Florian.“

„Nu nee: Und die Klippen? Die Strudel? Hernach die hohe Mauer mit dem Schlehdorn drauf? Und der Stacheldraht, die Scherben, die Fußangeln? Das hat noch niemals gut gegangen. Bist gar besessen, Kerl?“

Erwin schwieg. Was sollte er noch melden? — Der Soldat umarmte sein Mädchen, und die Imma schluchzte ins Tuch. Der Alte aber, den Winzer Florian meine ich, schüttelte den Kopf, dreimal, zehnmal, ging dann zur Treppe, blieb wieder stehen, und murrte vor sich hin, vom Zweifel angerührt, ob dieser Freier ein Mann Gottes oder doch des Teufels sei.

Erwin spürte das. Und rief: „Hab's wieder mal draußen gelernt, das alles. 's war nur ein Kinderspiel gestern, es wurd' ja diesmal nit geschossen, Herr. Aber, was geholt werden muß, das holen wir. Auch die Imma ist ein Stück Heimat für mich!“

Papa Florian ging weiter. Stufe um Stufe. Die hölzernen Stiegen knirschten dazu. Endlich, ganz oben auf der Treppe, hielt der Winzer nochmals inne: „Was hast gestern zu mir gesagt, Bursch? Kopp hoch, alter Bock? Meinswegen, o ja, meinswegen.“

So gab er seinen Segen. Bald mußte Erwin wieder ins Feld, an die Fronten, mitten ins Feuer, wo es am wildesten war. Doch Florian, der König über sieben Weinberge, fleht seitdem tagtäglich den Herrgott an, daß er den rauhen Erwin behüten möge, und er zittert beim Gedanken, es könnte dieser Sohn einmal nicht wiederkehren.

Fliehe nie vor deinen schweren Tagen.

Sie werden dich einst tragen – trugst du sie!

UNTEROFFIZIER A. NEUBERGER

Jochen rückt ein

Drei Tage hatten wir gebraucht, vom Rhein quer durch Deutschland ins Generalgouvernement zu fahren. Hier in R. sollten wir bei der Luftnachrichtenkompagnie ausgebildet werden. Dreißig Mann lagen auf einer Stube, und je drei mußten sich ein Spind teilen. War das anfangs ein Gewirre! Am Tisch, vor den Spinden, an den Waschbecken — überall Drängen, Schieben, Stoßen. Und welche Not hatte erst der Stubendienst!

Aber schon in wenigen Tagen wurde das anders. Allmählich fand alles seine natürliche Ordnung, und bald glich unsere Stube einem Uhrwerk, in dem jedes Teilchen seinen bestimmten Platz hat und ein Rädchen sinnvoll ins andere greift. Treibende Kraft war der Frohsinn. Mit Humor ging alles. Sogar am Tisch fand jeder Platz. Und wenn wir nach strammem Dienst beim Abendbrot zusammen saßen, war's besonders lustig.

Nur einer blieb der fröhlichen Runde fern. Er saß an seinem Bett, aß bedächtig sein Brot und sah immerfort vor sich hin. Wir hatten es zuerst nur flüchtig bemerkt und luden ihn mit scherzhaften Worten ein. Dann fiel er uns auch beim Exerzieren auf. Breit gewachsen, von derbem Gliederbau, ragte er über uns hinweg — ein Urbild der Kraft. Und war doch hilflos wie ein Kind, das seine Mutter verloren hat. Eckig und hölzern bewegte er sich, war vollkommen verstört, wenn der Unteroffizier ihn anschrte.



Als einmal schwere Maste verladen wurden, die wir zu mehreren mühsam schleppten, bat er, ihm die Arbeit zu überlassen. Und staunend sahen wir, wie er Mast für Mast auf seinen mächtigen Rücken lud und fast spielend forttrug. In sein stumpfes Gesicht kam freudiges Leben. Und am Abend saß er mitten unter uns in der Kantine, trank manchen halben Liter und begann plötzlich zu erzählen. Vom Einödhof in der Eifel, wo er zu Hause war, von den kargen Äckern, die zum Hof gehörten. und von seinem schweren Tagewerk. Wir merkten

es seinen Worten an: dort war der Boden, auf dem er gedeihen konnte. Aber schon am folgenden Morgen zeigte Jochen wieder sein stumpfes Gesicht, schaute leer aus den Augen. In jeder freien Minute saß er grübelnd in der Ecke an seinem Bett, scheuer als zuvor. Wir wußten nun um seine Gedanken. Die waren weit, weit im Westen bei seinem alten Vater, der sich jetzt allein mühen mußte. Warum ließ man ihn nicht auf seinem Hof, bei dem Vieh und den Äckern? Er gehörte doch zu ihnen, fühlte ihre Not, wußte um jeden Handgriff, ihr Wachsen und Gedeihen zu fördern. Nun saß er hier, mußte exerzieren, Geräte beschreiben und bedienen, physikalische Grundlagen lernen und sich unter vielen Menschen bewegen. Das war ja alles sinnlos! Was hatte er mit dem Krieg zu tun? Friedlich lebte er seiner Arbeit und hat sich um die anderen nie gekümmert. Was sollte aus dem Hof nun werden? Jochen starrte abwesend vor sich hin. — Nachdenklich schauten wir ihn an. Wir aus der Stadt hatten es leichter. Uns war das alles vertrauter. Wir lebten mehr an der Oberfläche, und auch der Krieg war uns näher: öfter hatten wir das Pfeifen der feindlichen Bomben und ihren dumpfen Aufprall gehört, die Menschenleben, Wohnung und Eigentum vernichteten.

Während wir noch berieten, wie ihm zu helfen sei, kam ein Brief aus der Heimat, und Jochen las das Ungeheuerliche: Mühevoll hatte der Vater das Getreide gebunden, die Garben zu Diemen gehäuft, und als er die Frucht einfahren wollte, brannte sie vor seinen Augen nieder: der Feind war in der Nacht eingeflogen und hatte Phosphorplättchen über die Felder gestreut. Da wurden Jochens Augen schreckhaft groß, und sein Gesicht spannte sich. Unheimlich, wie er sich in der düsteren Ecke aufrichtet, zum Fenster geht und unbewegt in den Himmel starrt, der sein abendliches Farbenspiel treibt. In diesen Augenblicken zerspringt der enge Rahmen seiner kleinen Welt, und er gewinnt eine größere Sicht.

Da waren Mächte, die mißgönnten dem deutschen Volk den Segen seiner friedlichen Arbeit und wollten den Krieg in seine Lande tragen. Krieg gegen das deutsche Volk, das hieß Krieg gegen jeden einzelnen, der ihm angehört, also auch gegen ihn. Das hatte er nun selbst erfahren. Und da er und sie alle den Frieden liebten, mußten sie um ihn kämpfen. Was er nie hatte begreifen können, schien ihm jetzt sinnvoll. Seine Heimat und seinen Hof zu verteidigen, dafür mußte er Soldat sein.

Von nun an tat Jochen seinen Dienst, so gut er konnte. Alle lobten seinen guten Willen. In der Freizeit kam er mehr und mehr zu uns, und oft beschämte sein natürlich-kameradschaftliches Verhalten. Zwar blieb er immer etwas verschlossen und saß gern sinnend am Fenster, doch haben wir nie mehr sein zerquältes Grübeln gesehen. Fest und entschlossen war seine Haltung geworden. Um sein Inneres hatte sich ein stahlharter Mantel gelegt. Nun war auch er Soldat und Kämpfer geworden, der das Ziel vor sich sah und das unerbittliche Gesetz des Krieges verstand.

Wie ein Kind freute er sich, als er nach der Ausbildung zu einer Transportkolonne kam, wo er seine ganze Kraft einsetzen konnte. *Gefreiter Heinz Bettinger*

Wirf los, Kamerad!

Glasklar und kalt die Nacht, die mit glitzernden Himmelslichtern den dunklen, scheinbar schlafenden Hafen überwölbt. Kantig und hart schneiden die Linien und Flächen von Hallen und Hellingen, Kranen und Masten in die Sternbilder.

Abseits an einem Holzsteg liegt wie geduckt die Silhouette eines U-Bootes. Kaum hebt es sich vom düsteren Wasser ab. In das gurgelnde Glucksen öligen Wassers unter dem Steg tönt metallisch hohl das Stapfen schwerer Seestiefel vom eisernen Laufdeck des Bootes. Dazwischen kurze, abgehackte Worte, Kommandos.

„Boot klar zum Auslaufen“, wird dem Kommandanten gemeldet, der still inmitten des Getriebes auf dem Turm steht und hin und wieder zu einigen Kameraden auf der Pier hinübersieht, die noch gekommen sind, ihn beim nächtlichen Auslaufen zur Feindfahrt zu verabschieden.

Ein kurzer Pfiff. Halblaute Kommandos werden von Nacht und Wind verschluckt. Für Sekunden sticht der scharfe Strahl eines kleinen Scheinwerfers vom Turm zum Heck, wo im dicken Lederzeug verummte Gestalten die Stahlleinen einholen. Der Lichtstrahl verzuckt. Jetzt hält nur noch eine Vorleine vorne das Boot. Die Schrauben poltern auf und wühlen dumpf im dunklen Wasser. Das Heck drängt ab von der landfesten Pier ins freie Wasser.

Wieder ein kurzes Kommando: „Vorleine los!“ — Der Lichtstrahl zuckt zum Bug. Dort steht ein Maat mit seinen Männern. In das Dunkel zum Steg hinüber ruft er: „Kamerad! — Wirf los!“ — Der Scheinwerfer erfaßt den Angerufenen.

Grell herausgehoben aus der Nacht steht er im scharfen Licht. — Kein Soldat. — Ein Werftarbeiter. — Er will dem Boot, an dem er gearbeitet hat, sein Lebewohl sagen. Seine Arbeit verbindet ihn mit ihm und seinen Männern, die jetzt auf Feindfahrt gehen für ihn — für alle.

„Kamerad!“ rief der Maat. Er soll die letzte Leine loswerfen. Wie er so dasteht, als einzeln herausgeleuchtet aus dem Dunkel, ist er für die



U-Boot-Männer, die jetzt herüberschauen zu ihm, der sie vom Lande trennen soll, das letzte Stück Heimat.

Er bückt sich, stemmt sich schwer gegen den Zug der stählernen Trosse, löst sie vom Poller. Einen Augenblick hält er diese letzte Verbindung, als wolle er das ganze Boot noch halten, ihm mit festem Druck seiner Hände den letzten Wunsch mitgeben: „Viel Glück! — Komm wieder!“ — Dann läßt er los. Aufklatschend fällt die Leine ins eisige Wasser.

„Vorleine ist los“, schallt es zum Turm. Polternd springen wieder die Schrauben an. Der Scheinwerfer erlischt. Mann und Boot verschwinden in der Nacht.

Kapitänleutnant C. Harald Harlinghausen

Es kommt nicht drauf an...

*Es kommt nicht drauf an,
in welchem Kleid
dem Volke du dienst
in dieser Zeit.*

*Es kommt nicht drauf an
auf Litze und Grad,
ob Bauer und Arbeiter,
General und Soldat.*

*Es kommt nicht drauf an,
ob arm oder reich,
im Dienst für Deutschland
sind alle gleich.*

*Es kommt darauf an,
daß mit stolzern Gesicht
du mehr noch leistest
als sonst deine Pflicht.*

Gefreiter Raoul Rudolf Nahrath

Der Bauer Carolin Guhl

Wer vermöchte immer zu sagen, welchen Wert ein Mensch hat oder nicht? Von Carolin Guhl wußte man nicht viel im Dorf. Er hatte den letzten Hof in der Reihe, dort wo der schilfige Sumpf beginnt und das schweigsame Moor. Und einen ungebärdigen Hof hatte er. Ein ewiger Kampf mit dem Wasser war es, den Carolin Guhl bestehen mußte zur Erhaltung seiner Äcker und Wiesen. Und wer ewig kampfbereit sein muß, hat der viel Zeit, sich um andere Dinge zu kümmern?

Im Dorf verstand man den Sumpfbauern nicht. Man hielt eine fröhliche Gemeinschaft, kam besonders im Winter viel zusammen zu Gesang und Theaterspiel und zu mancherlei anderen Gelegenheiten. Guhl fehlte immer. Gewiß, er hatte es schwerer als die anderen Bauern, deren Höfe hoch und trocken auf dem Geestrücken lagen, und mit Glück war er auch nicht gerade gesegnet worden. Frau und Tochter waren ihm vor einem Jahrzehnt rasch und heftig dahingestorben — das Sumpffieber hatte sie geholt, ja, das sagte man. Plötzliche Wassereinbrüche in neueingedeichte Äcker, unerklärliches Viehsterben und Moorbrände, die den kargen Wald hinter dem Hause angriffen, waren dazugekommen. Nein, leicht hatte es der Sumpfbauer nie gehabt. Aber hatte er es anders wollen? Die Hilfe des Dorfes begehrte er nie. Da lag manches Angebot vom Bürgermeister vor, aber Guhl hatte stets abgelehnt, und zwar so bestimmt, daß es dem Dorf manchmal wie eine Beleidigung ankam. Was war da noch zu machen? Aufdrängen will man sich einem Menschen nicht, da muß er eben sehen, wie er fertig wird! Und allzuviel Stolz ist auch nicht gut. Das läßt der Herrgott nicht zu. Er sorgt dafür, daß der Mensch sich immer wieder beugen muß, und so hatte er den Bauern Carolin Guhl auch wohl immer wieder geschlagen.

Merkwürdig war nur, daß Guhl unter keinem Schlage zerbrach. Es war gleichsam, als wüchsen seine Kräfte nach jedem Unglück, das ihn traf. In dem Jahr, in dem ihm Frau und Tochter starben, legte er ein großes Stück Sumpf trocken, deichte es ein, zog die Entwässerungsgräben und hatte im Sommer einen großen Ertrag an Heu. Zwar machte ein Herbststurm, der das Wasser peitschte, alle Arbeit wieder zunichte, und im Frühjahr darauf verirrten sich zwei seiner besten Kühe im Sumpf und kamen elend um, aber Guhl schien das keineswegs zu entmutigen. Er fing von vorn an. Und zwar ganz allein, denn er hatte keinen Knecht, und sein Junge, der kleine Carolin, drückte damals noch die Schulbank. Und Guhl schaffte es trotzdem wieder, wie stets, wenn ihn ein Unglück traf. Alle Schicksalsschläge hatten es nicht vermocht, ihn und seinen Hof in den Grundfesten zu erschüttern, so sehr das Dorf, das es um so viel leichter hatte als er, dies manchmal auch ge-

wünscht haben mochte. Denn der Mensch ist kein Engel in seinen Wünschen, wenn ein Nachbar da ist, der ihm nicht paßt oder der ihn nicht versteht. Manchmal wünschte man dem Sumpfbauern allerhand an den Hals, was man einem Menschen sonst im allgemeinen nicht gern andichtet. Und im Krug beim Kartenspiel sagte man von einem schlechten Blatt, daß es höchstens einen Carolin wert sei.

Und doch hegte man eine geheime Bewunderung für den Sumpfbauern, wenn dies auch keiner zugab. Man war in den letzten Jahren stillschweigend dazu übergegangen, sich nicht mehr um den hageren Guhl zu kümmern, ihn einfach links liegenzulassen. Fuhr aber ein Bauer mit dem Wagen über den hohen Weg, der die Sicht zu Guhls Beszung freigab, dann ging sein Blick dorthin, magisch angezogen wie es schien, und mancher vergaß auf eine Spanne das Weiterfahren. Ja selbst die Pferde des Dorfes waren dahintergekommen, daß es auf dem hohen Weg nicht so sehr darauf ankam, die Höhe mit Bravour und Schneid zu nehmen. Man konnte einmal nachlässig sein, ohne daß der Bauer es übelnahm; und mit der Zeit war es so weit gekommen, daß jedes Fuhrwerk auf dem hohen Weg für einige Minuten ausruhte wie das Pferdegespann einer Postkutsche, das automatisch vor jeder Station stehenblieb.

Was macht Guhl heute, ja, man mußte es wissen. Oh, man richtete sich nicht danach, wenn er im Frühjahr mit der Heuernte begann! Nein, man kam von selbst darauf, daß es zweckmäßig sei, nun auch die Sensen und Mähmaschinen bereitzumachen. Und wenn man mit dem Einfahren der Ernte begann, so war das auch nicht abhängig davon, ob Guhl schon damit begonnen hatte. Nein, man wußte den rechten Zeitpunkt selbst, spürte selbst, wenn die Witterung umschlagen wollte und Eile am Platze war. Nur weil es sich so machte, fuhr man ab und zu über den hohen Weg und sah nach dem Sumpfhof hinunter. Außerdem waren die Gesetze des Säens und Erntens auf der Geest andere als dort in der Tiefe. Man hatte schließlich viel mehr Zeit, war nicht vom Wasser bedroht und konnte sich den Tag aussuchen, wo man mit dieser oder jener Verrichtung zu beginnen hatte. Aber merkwürdig war es doch, daß von dem Tage an, wo im Frühjahr der Sumpfbauer hager und hochaufgerichtet hinter dem Pfluge schritt, auch auf der hohen Geest die stampfenden Gespanne auf den Äckern auftauchten und daß im



Spätsommer, wenn Guhl den ersten Kornwagen schweigsam und dunkel einfuhr, auch im Dorf die langen Gabeln herbeigeht wurden, die die vollen Garben zu den lachenden Mädchen emporschwangen. Es sagte ja niemand, und keiner würde es sich auch wohl eingestanden haben — aber es war doch wohl so, daß der dunkle Bauer, der in der Tiefe lebte und fern von ihnen schaffte, dem Dorfe immer mahnend vorausschritt und ihm sein Gesetz von der Saat und der Ernte und von der sorgsam Arbeit am Hofe aufzwang.

Wußte Carolin Guhl nun davon oder ahnte er die Aufgabe, die er aus dem Dunkel heraus erfüllte? In seinem Gesicht war nichts davon zu lesen. Ein einfaches Gesicht war es, nicht einmal streng, und die Augen hatten nichts Finsteres, vielmehr manchmal einen Glanz der Versonnenheit. Man mußte Guhl sehen, wie er mit seinen Tieren lebte, mit seinen Kühen und Pferden. Der Viehhändler, ein grober, spöttischer Mensch, erzählte einmal im Krug davon, und er hatte Mühe, seine Erzählung in das übliche spöttische Gewand zu kleiden. Merkwürdig sei das, wenn Tiere vom Sumpfhof gingen, sagte er. Sie sträubten sich nicht, nein, sie seien erstklassig erzogen, die Biester. Aber sie gingen langsam und schauten oft zurück mit großen traurigen Augen, verdammt, als ob sie Abschied nähmen von ihrem Herrn, der am Hoftor stand und kein Auge von ihnen ließ, bis zu der fernen Wegbiegung hin. Kein Bauer hatte damals im Krug etwas dazu gesagt, so lange man auch beim Bier zusammen gesessen hatte. Nur war nachher zu beobachten gewesen, daß spät in der Nacht in manchen Ställen Licht gebrannt hatte, und daß der Bauer langsam an seinem Vieh vorbeigeschritten war, hier einer schwarzbunten Kuh den Kopf kraulte und dort einem jungen Füllen durch die seidige Mähne strich. — Ein paar Jahre vor diesem Krieg war das, und wenn die Bauern nun des Abends im Krug Karten spielten, und jemand hatte ein schlechtes Spiel, dann sagte er nur selten mehr, daß er einen Carolin habe.

Doch nun durchzog der Krieg das Land, griff auch mit eiserner Hand in das abgelegene Dorf. Viele junge Bauernsöhne mußten fort, und auch Guhls Sohn war dabei. Er hatte sich nicht so sehr von der Dorfgemeinschaft abgeschlossen wie der Vater, wenn er auch stiller und eingekehrter war als die andern, denen das Blut überschäumte. Der Sumpfbauer war nun wieder allein mit seiner alten Magd, und schon vom ersten Tage an verdoppelte er seine Arbeitsleistung wieder, um seinem Jungen bei der Heimkehr den Hof so gut übergeben zu können, wie er ihn verlassen hatte. Denn ein Herz und eine Seele waren Vater und Sohn gewesen in allem, was sie geplant und geschafft hatten. Der Junge ist das erste wahrhafte Glück, das der Sumpfbauer in seinem schweren Leben erfahren hat, so sagte man im Dorf.

Der Spätsommer war heiß, während die Soldaten im Osten kämpften. Die Ernte im Dorf wurde gut eingebracht, eine Ernte, wie man sie seit langem nicht gehabt hatte. Wenn die jungen Bauern nicht fortgewesen wären, hätten Freude und Glück sicher überschäumend ihren Ausdruck gefunden. So aber blieb alles leiser und

gedämpfter. Im Nachbardorf war der Junge des Bürgermeisters gefallen, und jede Familie konnte es stündlich treffen.

Aber das harte Schicksal nahm sich keine Familie im Dorf. Es traf wieder dort hin, wohin es so oft seine Schläge ausgeteilt hatte, es traf Carolin Guhl, den Sumpfbauern. Der Bürgermeister, der die dunkle Botschaft überbringen mußte, schritt wie ein Schatten von der Geest herunter. Es war ein verhangener Tag, der alles grau einhüllte.

Guhl wußte, was geschehen war, als der Bürgermeister schwerfällig eintrat. Er habe es schon gewußt, sagte er, denn seit einigen Tagen habe der junge Schimmel, den sein Carolin ganz allein aufgezogen habe, keine Ruhe geben wollen. Mehr sagte der Sumpfbauer nicht. Hoch und hager schritt er an dem Bürgermeister vorbei und verschwand im Stall. Der Zurückgelassene empfand ein Gefühl des Unbehagens, als Guhl so ungebrochen an ihm vorüberschritt und nur diese merkwürdigen Worte von dem Schimmel fand. Scheu folgte er ihm bis zu der offenen Stalltür. Und was er sah, verwirrte ihn noch mehr. Guhl stand bei dem Schimmel, ganz eng hatte er seinen Leib an den des Pferdes gepreßt, und das Tier, das er selbst vorher im Stall hatte ausschlagen hören, war nun ganz ruhig. Wie Geschwister standen sie da, der Mensch und das Tier, wie Geschwister, die ihres gefallenen Bruders gedenken.

Herbst war es, und grauer Nebeldunst zog über die Fluren. Der Bürgermeister verließ den Hof und schritt heim wie einer, der seiner Verwirrung nicht Herr wird. Trug der Sumpfbauer dies Schwerste auch wie alles andere vorher? Ja, er trug es. Denn als der Bürgermeister auf dem hohen Weg anlangte, wo die Bauern des Dorfes in dunkler Ballung auf ihn warteten, da sah er, und alle anderen sahen es, wie Carolin Guhl mit seinem Schimmel aus dem Stall trat, wie er das junge Tier, das bisher noch nicht gearbeitet hatte, anschirrte, den Wagen mit Gerät belud und den Hof verließ. Langsam fuhren sie, und Guhl schritt neben dem Tiere her, die Hand brüderlich in dessen Mähne geborgen. Den Weg zum Sumpf nahmen sie, den schmalen Pfad, der in das unwegsamste und finsterste Stück des Sumpfes führte, und an das sich der Sumpfbauer bisher noch nie mit seiner Arbeit gewagt. Dort machten sie halt. Und dort begannen sie an diesem Tage ihr schweres Werk.

Lange standen die Bauern auf dem hohen Weg und sahen mit geheimer Scheu und Verwunderung, was dort unten geschah. Einer nach dem andern ging schließlich stumm davon, und doch von einem tiefen Wissen erfüllt. Was immer ahnend in ihnen gelebt hatte, das wußten sie nun. Alle Kraft, die das Dorf erfüllte, kam aus der Tiefe dort unten. Und beugen mußte man sich vor dem Sumpfbauern, denn die schwere Gemeinschaft, die das Dorf aus seiner stummen, unwandelbaren Kraft mit ihm lebte, war stärker und ewiger als die Gemeinschaft, an der sie bisher ihre Lust und ihre Freude gehabt.

Die Elsbeth und der Herbst

Es regnete seit vielen Tagen. Unfreundlich und kalt ließen sich die Neumondnächte an. Abgeerntet lagen die Felder, und alle Arbeit draußen stockte. Verwüstete Beete fand man nur noch in den Gärten, und leere Blütenstengel starrten einem entgegen, suchte der Blick nach einem bunten Fleck in all dem Grau und Braun ringsum. Wer nicht unbedingt über die Schwelle treten mußte, blieb daheim. Selbst der sonst recht gesprächige Postbote hatte es nun eilig, und sogar die Schulkinder strebten, auf kürzestem Wege zurechtzukommen.

In solche wenig schöne Zeit fiel Oskar Fromms Urlaub. Dabei lockte ihn ein ganz andersgeartetes Bild der Heimat aus den Sumpfwüsteneien Sowjetrußlands hinweg. Niemals hatte sich ihm sein Dorf so schön und bunt, so traulich und herzlich dargeboten als auf dieser langen, langen Reise. Seit die alte Grenze überschritten war, stellten sich dazu noch andere Gedanken ein, um nicht mehr zu weichen. Gleichsam um einen sicheren Stand dawider zu gewinnen, prägte Oskar ein paar Sätze aus, die er jedem Ansturm des Grübelns bereithielt. Diese Worte hatten es bald in sich wie ein Befehl. Klar und knapp waren sie gewissen Wahrheiten vermessen worden, die er jahrelang lieber verschwommen sah oder noch lieber überhaupt mied. Also lauteten diese Merksätze: „Die Mutter ist tot. Den Vater drückt der Gram um den Hof. Von den Schwestern haust die eine schon als Stadtfrau und die andere heult heimlich, weil sie noch nicht so weit ist. Und wie steht es mit dir?“

Wie eine Standortmeldung konnte das anmuten. Bis auf die Gewissensfrage am Schluß!

Solange Oskar noch weit weg von der Heimat dahinrollte, überall nur Vorbereitungen und Maßnahmen des Krieges gewährte, blieb er geneigt, die Beantwortung dieser Frage hinauszuschieben. Mit jeder Meile aber, die man in Deutschland selber vorankam, wuchs dann doch die Lust, sich Hof und Dorf auszumalen wie etwas, das einem neu geschenkt werde. Auch da Deutschland nicht weniger im Regen lag als Rußland, geriet der Glaube, daheim sei es doch schön und bunt, nicht ins Wanken. Lieb und froh nahmen ihn die Seinen auf. Gegen die bloße Tatsache, daheim zu sein, Kindheit und Jugend wieder aufleben zu sehen in der alten Stube, in Mutters Garten, an den Gassenecken und um die Kirche, unter der Linde: gegen all das hätten Regen und trüber Himmel nichts bedeuten sollen. Der toten Mutter eigentlichstes Schoßkind war zuletzt ein Blumenstock gewesen, eine „fleißige Liese“. Wenn alles Blühen im Dorf erlosch, hielt sie sich immer noch wacker daran. Auch jetzt war es wieder so, und Oskar konnte nicht an dem Stock vorbeikommen, ohne anzuhalten, als grüße ihn die Mutter heimlich. Hier allein vermochte er sich aus-

zureden, der Urlaub sei zutiefst doch eine Enttäuschung vielleicht übersteigter Träume. Manchmal, wenn er mit dem blühenden Stock allein in der Stube war, kam es ihn an, als dürfe er nicht ungerecht werden, auch von den Menschen sei meist alles besser gemeint, als es herausdringe, das Eigentlichste bleibe stumm, wolle gesehen werden wie ein heimlich Blühen, gehe weniger ins Ohr. Solche Einsicht hemmte nun aber erst recht die längst fällige Aussprache mit dem Vater, mit der Schwester. In der Schwebel blieb alles wie seit Jahren. Ein Besuch bei der verheirateten Schwester, die ihn überall hinführte, wo man sich zerstreuen und belustigen konnte, hinterließ erst recht zwiespältige Gefühle, setzte erneut das Dorf gegen das Stadtleben, herunter.

Als der Urlaub schließlich zu Ende ging, wollte er ihm bald nicht rasch genug auslaufen. Es verlangte den Oskar ernstlich nach den Kameraden, nach dem klaren Dasein der Verantwortung, des Dienstes, so sehr war er des Lebens in der Schwebel überdrüssig geworden.

Der Frommhof stand am Eingang des Dorfes. Kirche und Schulhaus waren seine Nachbarn. Die Lehrerskinder lebten alle Tage mehr in Stall und Scheune, auf den Feldern und Wiesen als daheim bei sich. Der Reihe nach waren die Jungens zum Studieren fortgekommen. Nur die Elsbeth war daheimgeblieben. Von der Saat bis zur Ernte ging sie auch jetzt noch dem Vater und der Schwester an die Hand wie eine flinke Magd. Die Freude, die sie dabei empfand, war das einzige, was sie von sich offenbarte. Darüber hinaus blieb sie scheu und einsilbig. Jetzt besonders! Und nun wollte das schon bald nicht mehr zur tüchtigen Art, zu den großen frohen Braunaugen taugen, in denen es früher zuweilen knistern konnte von heimlichen Funken.

Erst wenige Stunden vor seiner Abfahrt kam Oskar doch noch ins Gespräch mit ihr.

„Was war denn schon das Schönste nachher vom ganzen Urlaub?“ fragte sie ihn plötzlich offen heraus, als er unterm Hoftor stand und zum Himmel sah, der weiß Gott nun besseres Wetter versprach.

„Das Schönste?“ fragte er ihr nach und nahm die Hände aus den Taschen, um sie aber gleich wieder mit den Daumen ans Koppel zu hängen. „Wenn ich ganz ehrlich sein soll: der alte Blumenstock meiner verstorbenen Mutter!“

Sie sah ihn verblüfft an, errötete gleich bis unters weizenbraune Haar, schaute seitab ins Leere und zog endlich die moosgrüne, in sich geblümete Wollbluse enger am Hals zusammen.

„Wahr ist es schon“, sagte sie leise, „der hält durch!“

Da habe sie recht, meinte er, gesprächiger als je, es müsse überhaupt etwas hinter den Blumen stecken.

Diese gewiß unerwartete Rede rief in der Elsbeth gleich so viel Verschwiegenes wach, als habe sie den wirklichen Oskar eben erst entdeckt.

„Mein Vater glaubt das schon lange!“ gestand sie froh; denn auf ihn war sie



von Kind auf stolz, und wer gleicher Meinung sich auswies mit ihm, den hatte sie eigentlich schon gern.

„Früher hat der Vater einmal einen Vortrag gehalten darüber, warum die alten Bauern sich Blumen auf ihre Bettladen und Truhen und Stühle und Schränke malen ließen!“ erzählte sie eifrig. Dann fragte sie noch, ob es denn draußen an der Front keine Blumen gebe.

„Ach, wennschon!“ rief er lächelnd, „aus unserem Boden sind sie doch nicht!“

„Das hätte dein Vater hören sollen!“

„Warum?“ tat er verblüfft.

„Gut getan hätte ihm das, glaub’ mir’s, Oskar!“ Da sie ihn mit Namen nannte, trafen ihre Blicke sich.

„Kannst es ihm ja erzählen, wenn ich fort bin!“ ermunterte er sie und zeigte ihr ein sonderbares Lächeln.

Warum er es ihm denn nicht selber sage? Sie wollte streng schauen, gab es rasch auf und sah ihn bittend von unten herauf an.

„Hab’s Reden verlernt!“ wüch er aus.

Dann schwiegen sie alle beide, sahen einander auf die Hände und auf die Füße, nur ja nicht in die Augen, immer hübsch aneinander vorbei.

„Du wohl auch?“ fragte er endlich.

„Hättest im Sommer oder im Frühjahr kommen sollen! Ich meine, wegen der Blumen!“ lenkte sie ab.

Es treffe ihn eben gerade zum Herbst. Dawider stehe nichts auf. Es werde übers Jahr nicht anders gehen. Vielleicht wolle sich die Heimat auch gar nicht herausputzen für ihn, zur Strafe, weil er sie nicht hofiere, weil er doch im Sinne habe, ihr davonzulaufen!

„Aber jetzt nimmer!“ fuhr es aus ihr, wie ein Lichtstrahl eher denn als ein Reden.

„Ich weiß es nicht!“ konnte er nur antworten, und das war dann, als habe er ihr alles angeflogene Leuchten vom Gesicht abgewischt. Ihre nicht mehr verhehlte Trauer wollte er scheuchen mit der Erklärung, noch sei Krieg, und niemand könne voraussehen, was später werde, wie sich dann alles entwickle.



IN GUTER OBHUT



SCHLOSS SCHÖNBRUNN

Solches Ausweichen war der Elsbeth aber in der Seele zuwider, und am Oskar ganz besonders. Alle Wärme in sich zwang sie zurück, hatte es eilig plötzlich und nur, wie es dem Munde geläufig ist, wünschten sie sich ein gesundes Wiedersehen.

Ein gutes Jahr verstrich, ehe Oskar Fromm — nun vom hohen Norden herab — wieder in die Heimat auf Urlaub kam.

Zwar hielt sich das Wetter auch diesmal recht unbeständig. Kurze helle Tage wechselten mit um so längeren, die verhangen hindösten, bis sie sich endlich richtig ausregnen konnten. Aber dem Heimkehrer schuf das jetzt weniger Sorge als das Jahr zuvor. Er sah selten einmal längere Zeit über das Land hin, das er durchfahren mußte. Zuweilen schreckte er geradezu aus seinem Hindämmern empor und sagte sich nachher, als sei dies unumstößlich wichtig: „Nein, ist noch gar nicht entschieden, daß ich Bauer werde wie mein Alter! Immer noch nicht ausgemacht!“ Sobald er nämlich zwischen Wachen und Schlaf schwebte, fand er sich gleich im Stall, in der Scheune, auf dem Acker oder gar auf der Bank unterm Nußbaum.

Seine Ankunft daheim zu melden, hatte er diesmal unterlassen. Es versprach ihm Spaß, die Seinen ordentlich zu überraschen. Und die Elsbeth? Ob die wohl auch ein wenig verdutzt dreinschaue, wenn er so plötzlich auftauche?

Eine halbe Stunde mußte er laufen, um von der Bahn ins Dorf zu gelangen. Natürlich begann es nun zu regnen, nicht gerade schlimm, aber doch so, daß man gerne glaubte, es richte sich damit für die nächste Woche ein.

Er hatte die Leute überraschen wollen. Nun war das Erstaunen und Verwundern aber ganz auf seiner Seite. Was hatte man denn nur angestellt mit seinem Dorfe? Was war denn auf einmal für ein Geist in die Menschen gefahren?

Wohin er auch schauen mochte, fand er Blumen, große leuchtende Herbstblumen, denen der Regen ganz und gar nicht das Brennen löschte. Vor den Fenstern, hinter den Zäunen, auf den Mauern, als Einfassung der Gartenbeete, vorm Kriegerdenkmal, um die ganze Kirche herum: überall leuchtete es bunt auf, und das mitten im Herbst. Knospen zeigten sich noch da und dort zwischen den Blüten. Das war ja bald so, als habe hier jemand dem Rad der Zeit in die Speichen gegriffen, um dem Sommer die Frist wenigstens fürs Menschenherz zu verlängern.

Bald genug erfuhr Oskar dann, wer da seinen Kopf durchgesetzt hatte. Die Elsbeth natürlich!

Man dürfe auch in schweren Zeiten das Schöne in der Welt nie ganz vergessen, habe sie gesagt. Und dann sei ihr Vater den Schulkindern so lange damit in den Ohren gelegen, bis sie alle begeistert waren, mitzuhelfen, das Dorf zu schmücken. Fremde seien schon erschienen, das Blumendorf zu bestaunen. Jeder Erdenfleck, der nicht für den Magen zu nutzen sei, habe fürs Herz etwas zu leisten.

Das Schulhaus prangte freilich besonders üppig, schon bald bräutlich, wisperten alte Jungfern.

In der Rangliste des Blütenschmucks kam aber Oskars Vaterhaus gleich hinterher.

Unser Urlauber mochte schon bald nicht mehr hinschauen, weil er längst merkte, wie sein alter Vater, die Schwester auch und überhaupt jeder, der gerade zugegen war, ihn verstohlen belauerten, wann er wohl endlich den Mund auf tue zu einem großen Wort.

Nur die Elsbeth ging ihm wieder wie das letztmal aus dem Wege. Ehe es ihn ärgern konnte, stellte er sie, und das schon am dritten Tage nach seiner Ankunft.

„Hast dir ja allerlei aufgeladen inzwischen!“ rief er sie an, als sie wieder an ihm vorbeilaufen wollte. Es regnete nicht mehr, die Luft strich aber noch kühl daher. Elsbeth trug eine weiße Strickjacke, in die kleine und große Blütensträuße gestickt waren.

Ob das die Uniform der Blütenmeisterin sei? scherzte er, als Elsbeth nun doch stehenblieb.

Die Wolkendecke zerflockte mehr und mehr vor einem hohen, hellen Blau, und nun kam die Sonne auch durch, daß alle Tropfen auf den Blüten und Blättern zu funkeln begannen.

Ein störrisches kleines Büschel des weizenblonden Haares der Elsbeth starrte gerade über der linken Schläfe wie ein keckes Federspiel ganz für sich in die Sonne. An ihrem Schatten auf dem Wege sah die Angerufene das und wollte den blonden, kleinen Vorwitz bändigen.

„Laß es doch! Gefällt mir!“ wehrte ihr Oskar und nahm ihr die Hand einfach weg vom Haar, behielt sie dann in der seinen.

„Schön hast es herausgeputzt, unser Dorf!“ rühmte er. Was man nicht alles zuwege bringe, wenn man ernstlich wolle! Ob es denn nicht oft hart gehalten habe bei so gewissen ganz Eintrockneten?

„Es ist ja für euch Urlauber geschehen!“ gestand die Elsbeth und sah verlegen ins Leere, als stehe sie auf einmal mutterseelenallein in der weiten, kalten Welt. Dann schaute sie doch auf ihre Hand, die immer noch in der des Soldaten lag. Darüber nun ertappte er sie. Konnten sie anders, als sich anzulächeln jetzt?

„Meinst“, sagte er langsam, „die Urlauber sehen es gern, wenn man sich für sie herausputzt?“

„Wer weiß?“ Das war sehr flink gekommen aus ihr. Oskar hatte schon geglaubt, nun sei es aber wirklich an ihm, ein großes Wort zu finden. Da sprach sie noch einmal. „Vielleicht ist doch einmal einer darunter, dem es gerade das sagt, was er braucht!“

Ganz aus sich selbst hatte seine Hand nun noch fester zugepackt.

„Kommst mit?“ fragte er, und auch das kam von allein heraus.

„Wohin denn?“ tat sie erschrocken.

Lächelnd warf er den braungebrannten Kopf zur Seite. Damit konnte er aber nur den großen alten Nußbaum im Sinne haben, unter dem sich — wie jedermann wußte — sein Vater eine Bank gezimmert hatte, als sein gesamter Besitz, den man dort übersah, durch seinen Fleiß völlig schuldenfrei geworden war.

Und der Oskar führte die Elsbeth auch wirklich dorthin.

Als dieser Urlaub zu Ende ging, stand schon ein neuer zu hoffen, ein Sonderurlaub, und der sollte diesmal nicht in den Herbst fallen.

„Dann blüht ja die ganze Herrlichkeit nicht!“ wandte Oskar ein und brachte seine Liebste in Schwung, als hebe ein großes Tanzen an. Sie habe ja nur für den Herbst gesorgt! drohte er ihr lächelnd.

Dafür allein sei es auch nötig gewesen. Über den Herbst sei er nun einmal nie recht weggekommen, dafür habe seinem Rad der Anschub gefehlt. Fast hätte sie ihn jetzt ein wenig umgewirbelt.

Das käme ja heraus, als sei das ganze Dorf nur seinethalben verzaubert worden!

„Dorf hin, Dorf her!“ bekannte sie, stuppte ihn mit letzter Scheu zärtlich ab von sich und sagte dann: „Hast ja an mir nichts gesehen, du! Und die andere hätt' dich am Ende doch noch erwischt!“

„Was für eine andere?“ brauste er auf.

„Die Stadt!“ Elsbeth reckte sich, als sie diesen Namen nannte, und nun empfing er sie tiefer zu eigen, als da er sie zum ersten Male geküßt hatte. Auch Elsbeth wußte jetzt stolz und klar, daß sie ruhig gegen diese andere auftreten dürfe. Oskar empfing von ihr alle gesundfrische Wärme des Lebens, den Wuchs und den Pulsgang, die Heimlichkeiten alle und die Hoffnungen darin.

Er sah sich um, gab es aber gleich auf. Wenn schon jemand spähte, sollte er ruhig zusehen, wie zwei sich küssen.

„Sonst hat man den Winter ausgetrieben“, sagte er, „du treibst den Herbst aus!“

„Nur aus dir, weil er dir ganz und gar noch nicht ansteht!“

„Und gleich mit dem ganzen Dorf . . .“

Sie unterbrach ihn: „Was ist das schon, wenn man einen wirklich gern hat?“

Oskars alter Vater tauchte auf. Er trug behutsam den großen Blumenstock seiner Frau zum Garten.

Nun sahen die zwei Liebesleute zu, wie er ihn vorsichtig aus dem Scherben hob und in einen neuen umpflanzte, die frische Erde mit seinen Fingern zerrieb und sanft um den Wurzelballen rieseln ließ und fast zärtlich andrückte nachher.

Keines sprach. Nur der Griff ihrer Hände wurde fester und heiß.

**Was es auch Großes und Unsterbliches zu erleben gibt;
den Mitmenschen Freude zu machen, ist doch das Beste,
was man auf der Welt tun kann.** PETER ROSEGGER

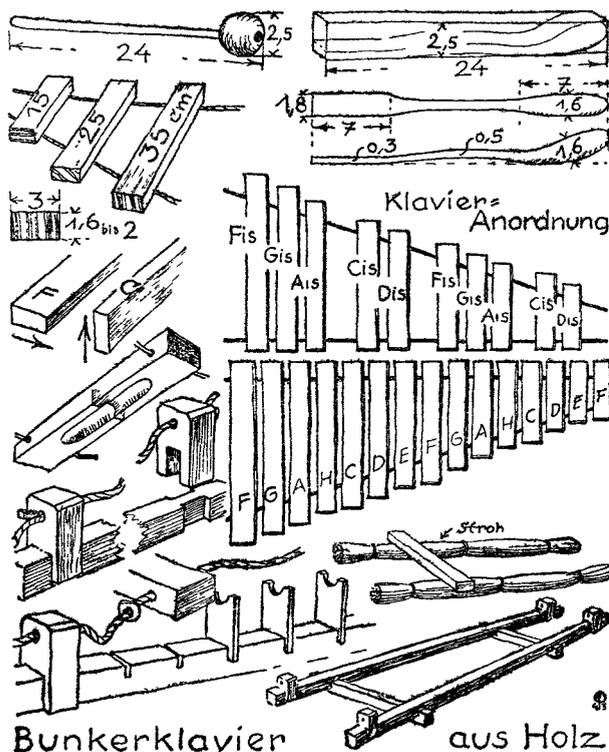
Das Bunkerklavier

Daß Holz Musik machen kann, hat schon jeder erfahren. Die Tischplatte, die Tür, die Schrankfüllung ergeben unterschiedliche Klopföne. Und wer ist nicht schon als Junge an einem Lattenzaun entlanggelaufen und hat den Stock daran rattern lassen; nicht ohne den Spaß, wie der Ton schwanken kann: dumpfer, heller, höher, tiefer. Nur diese Erfahrung greifen wir heute auf und sehen zu, was sich daraus machen läßt bei einiger Veredlung.

Dabei ist nicht maßgebend, aus welchen Hölzern die Konzertyxylophone sein mögen — Preis von 500 RM. aufwärts. Wir können auf exotische Harthölzer verzichten, wenn wir nur einmal unsern üblichsten Holzarten: Fichte und Kiefer, ablauschen, was sie hergeben. Es ist in der Tat nicht wenig, und ich will sogleich verraten, daß weder Birke, Eiche, Buche, noch edlere greifbare Hölzer unsere schlichten Nadelholzleisten übertreffen.

Allerdings müssen wir trockenes Holz suchen, von einem gesunden alten Brett, einer Planke, einem Balkenstück. Frisches Holz klingt „wattig“. Und wir müssen unsere klingenden Leisten spaltrecht schneiden, wie es am ehesten mit

dem Beil sich ergibt; die schönen, geraden Längsfasern sind sozusagen ideale Bündel schwingender Saiten. Äste lassen wir weg und kienige Stellen ebenfalls.



Erprobt sind Leistenstärken von 3 cm Breite bei 1,6 bis 2 cm Dicke. Erheblich breitere Stücke klingen „brettern“.

Eigenartig ist, daß dieselbe Leiste, einmal breit „beklopft“ und dann hochkant, bis zu einer Quint höher im Ton kommt. Wir merken uns das, um einen Ton, der etwas tiefer werden soll, durch Verdünnen der Leiste zu erhalten. Es kann dazu schon eine

Rille genügen, die wir von unten her schneiden. Damit kann ich bis zu einem Halbton tiefer kommen.

Nach mancherlei Erfahrung ergab sich, daß von etwa 35 cm bis zu 15 cm Länge eine Folge von zwei Oktaven in guter Klanglage herauskommt. Gewiß kann man nach unten verlängern, jedoch wird unser Holzklavier dann schon etwas unförmlich. Nach oben wird der Klang bald zu „spitz“ und unartikuliert.

Haben wir erst eine Folge verschieden langer Leisten, dann ist das Abstimmen gar nicht

schwer. Jeder hat die Dur-Tonleiter im Ohr. Einen passenden Ausgangston stimmen wir möglichst nach einem vorhandenen Instrument, wenn nicht gerade ein Erzmusikant mit „absolutem Gehör“ uns helfen kann. Etwas kürzer schneiden bringt den Ton herauf, ein wenig aushöhlen (von unten) herunter. Im übrigen müssen wir nicht mit F beginnen; es kann auch D sein. Das untere C wird allerdings leicht zu lang. Daß die Leisten möglichst gleiche Breite haben, muß erwünscht bleiben, damit sich die Hand auf die gleichen Strecken einstellen kann und wir auch — mit zwei Klöppeln in einer Hand — unschwer Terzen oder Quinten schlagen können.

Das ganze Abstimmen erfordert schon, daß die Töne auch bestens „kommen“. Dazu müssen die Leisten lose aufliegen. Entweder auf gespannten Bindfäden (z. B. über einer offenen Kiste) oder auf Strohzöpfen. Und sie müssen mit einem schwingenden Klöppel erzeugt werden. Ein starres Stück Holz tut es nun einmal nicht. Die federnden Leisten und der ebenfalls federnde Klöppel ergeben zusammen erst den höchstmöglichen lebendigen Ton! Wir werden überrascht sein, was unserm Nadelholz dann abzugewinnen ist an klingender Schwingung.

Nebenstehend sind zwei Formen von Klöppeln gezeigt, die beide ihren Sinn haben. Esche, Ruster, Birke sind erprobt. Der dünne Stiel bei der Kugelform kann auch aus (Bambus-) Rohr sein. Die Kolbenform wird aus einem Stück



geschnitzt. Daß Griff und Stiel recht dünn und federnd sind, bleibt auch hier wichtig. Wir richten uns sofort zwei Klöppel her, später sogar noch ein Paar.

Haben wir unsere Tonreihen abgestimmt, wobei die obere den schwarzen Klaviertasten entspricht und auch so gelegt wird, dann geht es an die Montage.

Sie ist in einfachster Form schon möglich, indem wir alle Leisten auf Schnüre ziehen mit Knoten dazwischen und die beiden „Strickleitern“ auf Strohzöpfe legen. Ältere Konzertxylophone wurden derart nur lose aufgelegt.

Stabiler ist gewiß die andere Art, die unsere Zeichnung erläutert, d. h. das Einhängen der „Strickleitern“ in ein solides Gerüst aus Leisten. Die Unterzüge erhalten Kopfstücke aufgesteckt, welche die Spannung der Schnüre auszuhalten haben. Damit diese nicht durchhängen, stecken wir in Sägeschlitze der unteren Langleisten Holzspäne (auch dünne Sperrholzstreifen gehen!), die oben in einer „Gabel“ die Schnur tragen. Die Gabeln können wir kerben, aber auch im Langspan bohren und dann auseinandersägen. Um Nebengeräusche zu dämpfen, ziehen wir noch kleine Tuchstückchen auf die Schnur auf. Damit ergibt sich von selber der Zwischenraum von Leiste zu Leiste: Span plus Tuch rechts und Tuch links, dazu noch ein geringer Spielraum; im ganzen etwa 1 cm. Nicht zu vergessen: auch die Bohrlöcher durch die Leistenenden müssen bequem sein, die Schnur muß spielen können. — Statt der Späne gehen natürlich auch Blechstreifen, überhaupt mag man hier erfinden, was dem Zweck dient je nach verfügbaren Mitteln. Die Schnüre erhalten an dem einen Ende Knoten, am andern werden sie mit einem Hölzchen festgepflockt, so daß man nachspannen kann. Es empfiehlt sich nicht, die „Klaviatur“ im ganzen festzulegen; ein Unterbau je für die „weißen“ und die „schwarzen“ Tasten ist zu empfehlen, auch dies nicht verleimt, sondern nur gesteckt, so daß sich alles zerlegen und bündeln läßt zum Transport.

Unsere Beschreibung mag sich umständlich anhören. Aber die Ausführung ist logisch zwingend und verlangt keineswegs einen besonderen Werkverstand. Unsere Geduld wird dafür belohnt durch ein leistungsfähiges Melodieinstrument, auf dem sich nach Noten spielen läßt in einfachen Akkorden. Wir wollen keineswegs in erster Linie darauf virtuos herumwirbeln (obwohl auch das möglich ist), sondern Melodien festhalten und begleiten — und das ist gewiß schon viel wert. Mancher, der unser Bunkerklavier gebaut hat, ist überzeugt, daß dies auch das rechte Hausinstrument für Kinder sein kann, das nichts kostet außer einiger Arbeitsmühe und eine faßliche Tonreihe liefert, mit der sich allerlei spielen läßt.

Hauptmann Parnitzke

Unser Herz will Sturm

Max Barthel

Ernst-Lothar v. Knorr

1. 2.

Un - ser Herz will Sturm und Här - ten, Kampf und Lie - be und Ge - fahr!

The image shows a musical score for the song 'Unser Herz will Sturm'. It consists of a single line of music on a five-line staff with a treble clef and a key signature of one sharp (F#). The music is divided into two measures, labeled '1.' and '2.'. The melody is simple and consists of eighth and quarter notes. Below the staff, the lyrics are written in German: 'Un - ser Herz will Sturm und Här - ten, Kampf und Lie - be und Ge - fahr!'. The lyrics are aligned with the notes above them.

Wie alt ist die Welt?

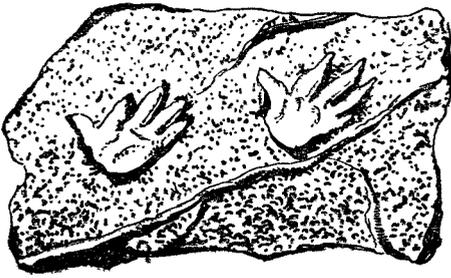
Wie alt die Welt ist? Diese Frage kommt uns seltsam, ja fast unsinnig vor. Wie soll der kleine, schnell vergängliche Mensch, diese Eintagsfliege im ewigen Geschehen der Allnatur, darauf eine Antwort geben?! Aber das ist eben das Besondere und Einmalige am Menschen, daß sein Denkapparat ihm Einblicke in das Weltganze erlaubt, die oft von erstaunlicher Tiefe sind. Freilich muß man sich bei unserer Frage erst einmal über den Begriff „Welt“ klar werden. Dem einen ist das die Erde, dem Astronomen ist es die seinen Instrumenten noch zugängliche Unermeßlichkeit, in deren letzten Tiefen wir ungeheure Inseln von Sternen schweben sehen, die wir Spiralnebel nennen; aber es kann kein Zweifel sein, daß dahinter, im Unerreichbaren, zur Zeit uns Unsichtbaren, die „Welt“ sich weiter dehnt.

Nun, versuchen wir immerhin, uns über die Zeiträume klarzuwerden, mit denen die Wissenschaft rechnen muß, wenn sie den Versuch macht, Vorstellungen zu gewinnen über den Ablauf der Erdgeschichte und über das Alter der Gestirne. Der Einsichtsvolle wird sich darüber klar sein, daß so schwierige Probleme nur in ganz großen Umrissen lösbar sind, daß man sich der letzten Wahrheit immer nur einigermaßen nähern kann. Wie verhältnismäßig kurz der Zeitraum ist, den wir als Menschheitsgeschichte erfassen, mag ein kleines Nebenbei illustrieren! Auf dem Friedhof Santa Maria del Tule in Oaxaca (Mexiko) steht der bekannteste älteste Baum der Erde, jene Zypresse, die schon oft Gegenstand von Untersuchungen war und die schon der große Deutsche Alexander von Humboldt besuchte. Ihr Alter wird von den Fachleuten auf 6000—6500 Jahre geschätzt. Man stelle sich das vor! Als die Ägypter ihre Pyramiden bauten, war dieser Baum schon mindestens 1200 Jahre alt, und als in Babylon älteste Fürsten der Sumerer ein Reich schufen, stand sie gut ein halbes Jahrtausend! — Ich besitze eine interessante Bernsteinsammlung. In einem Stück des alten Harzes einer Bernsteinfichte vergangener Zeiten befindet sich eine kleine Fliege neben einer etwas größeren Spinne, die wahrscheinlich der kleinen Flugkünstlerin ans Leder wollte; der am Baum niederfließende Harz tropfen hüllte sie beide ein und bewahrte sie auf. Wann geschah diese kleine Tragödie? Die Geologen können uns nachweisen, daß diese Bernsteinfichten im sogenannten Mitteltertiär grünten, daß sich der Bernstein in der Eozänzeit bildete, die ungefähr 20 Millionen Jahre zurückliegt. Ganz anders sah die Erde aus, ganz anderes Klima herrschte, anders waren Land und Meer verteilt, der Mensch existierte noch nicht; unser Geschlecht entstand nach den sorgfältigen Forschungen moderner Anthropologen während der Eiszeit, der großen Kälteperiode, vor annähernd 400 000 Jahren, ja der heutige Menschentyp, der eine gewisse Vollendung darstellt, existiert wahrscheinlich erst seit der letzten Zwischen-Eiszeit (einer wärmeren Periode), die rund 80 000 Jahre zurückliegt. —

Aber, so fragen wir uns, wie kommt man zur Bestimmung dieser Zeiträume? Ein kleines Beispiel soll uns das besser verstehen lernen. Nehmen wir an, man findet irgendwo im Boden der einsamen Heide das Skelett eines Mannes, das offenbar sehr alt ist; bei ihm entdeckt man letzte Reste eines ganz primitiven Feuer- gewehrs uralter Konstruktion. Dann ist eines



Tagebuchblätter der Mutter Erde
Blatt in einer Kalkplatte (Tertiärzeit)



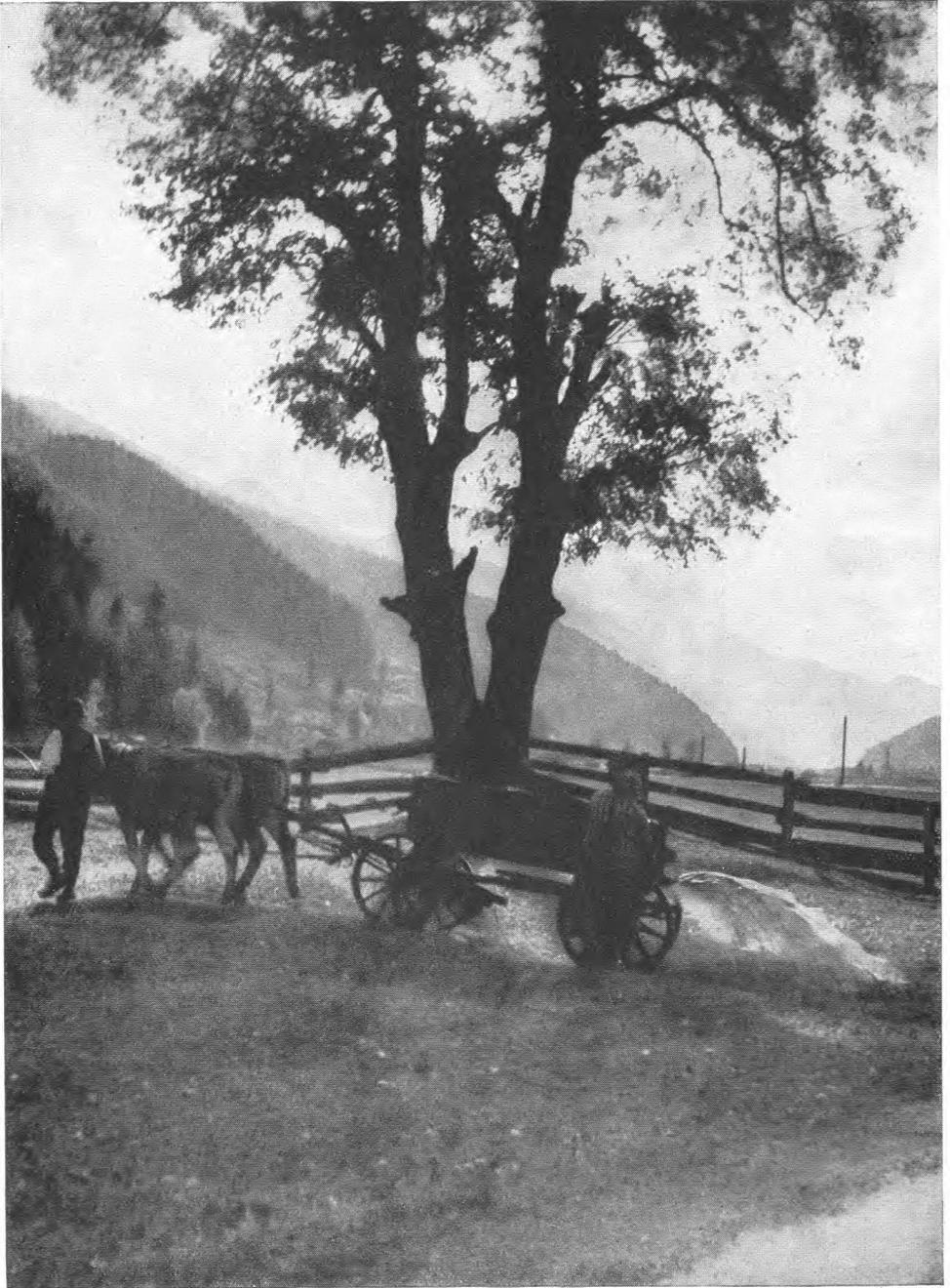
Tagebuchblätter der Mutter Erde
„Handpfler“-Fußspuren in einer Sandsteinplatte
der Triaszeit

vorfinden, die Zeit seines Todes wohl ziemlich genau, sagen wir bis auf ein paar Jahrzehnte, ermitteln. — So aber haben auch die Erdschichten ihre Altersmerkmale; der Geologe, der Paläontologe als Fachmann weiß sie richtig einzustufen. Es gibt eine Uhr des Erdgeschehens! Die Erdschichten, die Gesteine haben verschiedenen Charakter; manche gingen aus dem feurigen Fluß der Tiefe hervor, andere sind im Laufe riesiger Zeiträume vom Wasser abgesetzte Schichten, denn Frost und Hitze, Sturm und Regen und die Kräfte des fließenden Wassers zernagen, sprengen, lösen die Gesteine auf, setzen sie an anderer Stelle ab. Wieder ein kleines Beispiel! Der Genfer See ist vielen wenigstens dem Namen nach bekannt. Ein unermüdlicher Arbeiter ist am Werk, der ihn zuschüttet: die Rhone. Dieser Fluß schwemmt aus den Bergen alles losgelöste Gesteinsmaterial herbei und läßt es ab im Genfer See, in den er bei Montreux eintritt. Messungen zeigen, daß es jährlich rund 2 Millionen Kubikmeter Material sind, und eine einfache Rechnung zeigt, daß der See in annähernd 45 000 Jahren zugeschüttet sein wird. So hat man viele Mittel und Wege, geologische Zeitabläufe festzustellen. Zu ihnen ist in der Neuzeit noch eine sehr wichtige Untersuchungsmethode getreten. Das Element Uran, das manche Gesteine enthalten, zerfällt nach ganz bestimmtem Gesetz, es resultiert schließlich Blei, in bestimmten Zeiten entstehen bestimmte Mengen davon, und man kann so das Alter des Gesteins ermitteln.

Wenn man so auf verschiedenen Wegen zu der Ansicht gekommen ist, daß vor rund 1500 Millionen Jahren die erste feste Rinde des Planeten „Erde“ entstanden ist und daß die ersten Lebenskeime hier vor etwa 1000 Millionen Jahren Fuß faßten, so kann man sicher sein, nicht allzuweit von der Wahrheit abzuweichen.

Wie aber will man das Alter der Gestirne, etwa unserer Sonne, ermitteln? Das ist gewiß noch etwas schwieriger, aber auch hier führen astrophysikalische Untersuchungen zu begründeten Vorstellungen. Nichts ist ewig in der Welt! Sonnen (alle Fixsterne sind ferne Sonnen!) sind riesenhafte Bälle glühender Gase, man kann ihre Temperaturen, ihre Kräfteausstrahlungen, also Kräfteverluste, messen, und ohne allen Zweifel müssen auch diese riesenhaften Strahler einmal ihre Kräfte aufgezehrt haben. Die Sterne haben verschiedene Farben, sie leuchten weiß, gelb, rötlich, dementsprechend sind ihre Temperaturen verschieden, und wahrscheinlich sehen wir da einen Entwicklungsgang vor uns; auch Sonnen haben eine Jugend und ein Alter. Vieles ist da noch unsicher, bedarf noch eingehender Forschung; aber wenn man für das Alter unserer Sonne etwa acht Billionen Jahre ansetzt, so ist das das Resultat sorgfältiger und schwieriger Forschungen. Ganz nebenbei sei hinzugefügt, daß für einige Meteorsteine, die aus dem Weltall zur Erde niederfielen, ein Alter von 930 und 2600 Millionen Jahren berechnet werden konnte.

sicher: das Skelett kann keinesfalls älter sein als rund 575 Jahre, denn die ältesten Feuerwaffen in Europa treten um 1364 auf, und gute Kenner der Entwicklung der Waffen könnten aus den Resten wohl deren Alter noch genauer angeben. Findet sich nun bei dem Mann gar noch der Rest einer jener uralten gewichtigen ersten Taschenuhren, die fast so groß waren wie kleine Konservendbüchsen, dann kann er nicht vor dem Jahre 1511 gestorben sein, denn erst zu dieser Zeit baute Peter Henlein die ersten dieser Uhren. Haben wir Glück, so können wir aus Münzen, die sich bei den Resten des alten Kriegers



HERBSTARBEIT



SPITZ AN DER DONAU

Einblendungen über praktische Anregungen und Vorschläge für die hier regelmäßig erscheinende Doppelseite „Soldatensport“ sind zu senden an: OKW/AWA/W.Allg., Berlin W 35, Bendlerstr. 3

Kleine Winke für den Frühsportleiter,

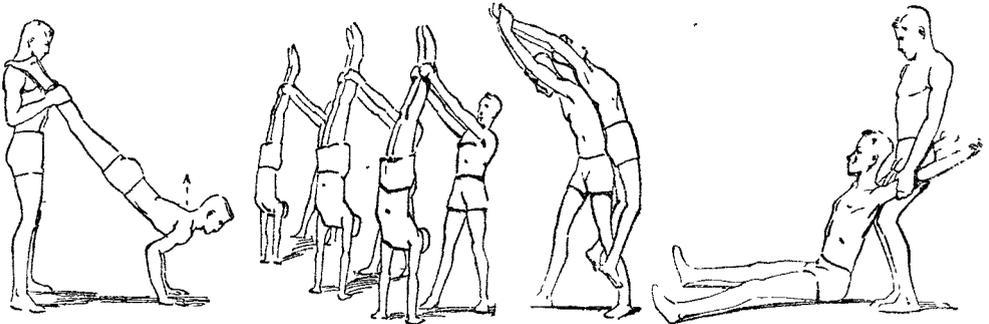
dem es oft so ergeht wie einer Hausfrau, die nicht recht weiß, was sie kochen soll. Jeden Tag Kraut mit Kartoffeln wird auch dem gutmütigsten Mann zuwider. Jeden Morgen die gleichen Übungen — das ist auf die Dauer ebenso untragbar und nimmt dem Frühsport die Freude. Auf die Frage: was machen wir heute? antwortet Heinrich Meusel mit Vorschlägen für Partnerübungen und zwei lustigen Gesellschaftsübungen als Nachtsch.

1. Zur Kräftigung der Arme: Schrägliegestütz vorlings — Arme beugen und strecken. Ausgangsstellung: Einer Liegestütz vorlings, der andere hebt dessen Füße bis zur eigenen Schulterhöhe. In dieser Stellung zügig Arme beugen und strecken.

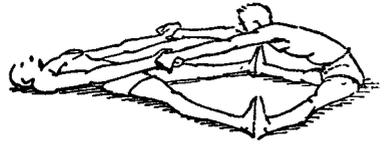
2. Gleichgewichtsübung: Handstand. Ausgangsstellung: Der Helfer steht in Schrittstellung mit Vorhalte der Arme. Der Übende holt mit Hochhalte gleichfalls aus der Schrittstellung Schwung. Mit dem Abwärtsschwingen des Rumpfes werden die Hände zum Handstand aufgesetzt und die Beine ins Kreuz geworfen. Kopf im Nacken behalten und den Blick auf die vordere Fußspitze des Helfers richten. Dieser fängt den Übenden an den Fußgelenken auf.

3. Zur Streckung der Wirbelsäule: Spannbeuge. Ausgangsstellung: Rücken gegen Rücken, Hochhalte; einer faßt mit Speichgriff die Handgelenke des anderen. Der Zupackende nimmt Schrittstellung ein und zieht. Dabei soll er sich im oberen Brustteil leicht nach vorn beugen. Wenn so Schulterblätter auf Schulterblätter liegen, wird bei dem, der gezogen wird, eine wirkungsvolle Spannbeuge erzielt.

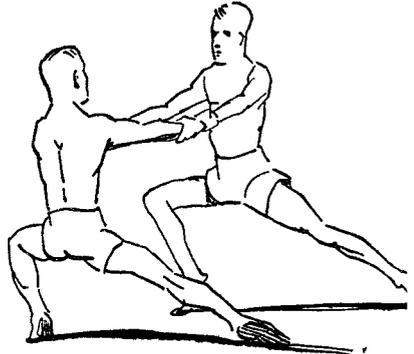
4. Zur Dehnung der Brustmuskeln und zur Streckung der Wirbelsäule: Im Streck-sitz — Trichterkreisen der Arme rückwärts. Ausgangsstellung: Einer im Streck-sitz mit gegrätschten Beinen, der andere steht hinter ihm und drückt beide Knie gegen die Schulterblätter und faßt von vorn die Oberarme dicht über dem Ellbogen. Mit diesem Griff führt er die Arme des Partners fortgesetzt im Kreise rückwärts herum.



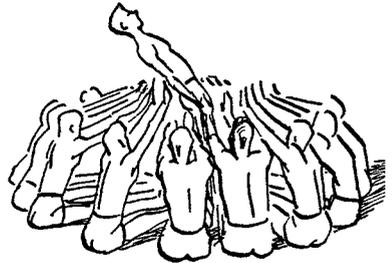
5. Zur Dehnung der Rücken- und Gesäßmuskeln; Aus der Rückenlage — Vorbeugen des Rumpfes (Ruderübung). Ausgangsstellung: Beide Strecksitz mit gegrätschten Beinen, Blick zueinander, Fußsohlen gegeneinandergestemmt, Arme in Vorhalte, Hände gefaßt. In diesem Sitz ziehen sich die beiden Übenden hin und her, so daß jeweils einer eine wirksame Rumpfbeuge nach vorn ausführt. Bei der Rückbewegung versucht der Ziehende möglichst in die Rückenlage zu kommen.



6. Zur Kräftigung und Beweglichmachung der Beine: Russentanz als Partnerübung. Ausgangsstellung: Blick zueinander; Hände in Vorhalte gefaßt; der eine beugt das rechte, der andere das linke Bein, das Spielbein wird zur Seite gespreizt. Unter kräftigem Abdruck vom gebeugten Bein wird das gespreizte unter den Körper gezogen und gebeugt und das bisher gebeugte zur Seite gespreizt. Fortgesetzt wechselweise üben.



7. Der hölzerne Mann. Acht bis sechzehn Teilnehmer sitzen in einem Kreis mit angezogenen Knien und vorgestreckten Armen dicht zusammen. In der Mitte steht der „hölzerne“ Mann, der sich künstlich versteift und so von den außen Sitzenden entweder im Kreise rund herumgerollt oder kreuz und quer hin- und hergeworfen wird. Wer den hölzernen Mann auf sich oder rechts von sich fallen läßt, muß mit ihm die Aufgabe wechseln.



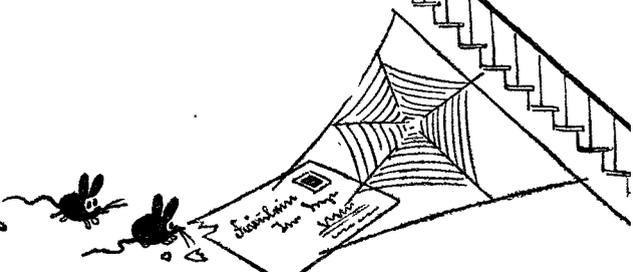
8. Die Walze. Zwei gleichstarke Gruppen liegen mit dem Blick zueinander und ungefähr einem Meter Zwischenraum auf dem Bauch. Der letzte einer jeden Mannschaft befindet sich in Kauerstellung zwischen Hüften und Kopf des vorletzten Mitspielers. Auf Kommando gleiten die letzten beider Mannschaften in Bauchlage und werden dann von den Untenliegenden durch Drehungen um die Längsachse im Sinne der Vorwärtsbewegung weitergerollt. Durch eine kraulartige Armbewegung ist der Gleitende in der Lage, seine Vorwärtsgeschwindigkeit zu erhöhen. Am Ende der Bahn sollen sich die beiden sofort aufrichten, damit festgestellt wird, wer die Strecke am schnellsten durchgemessen hat.

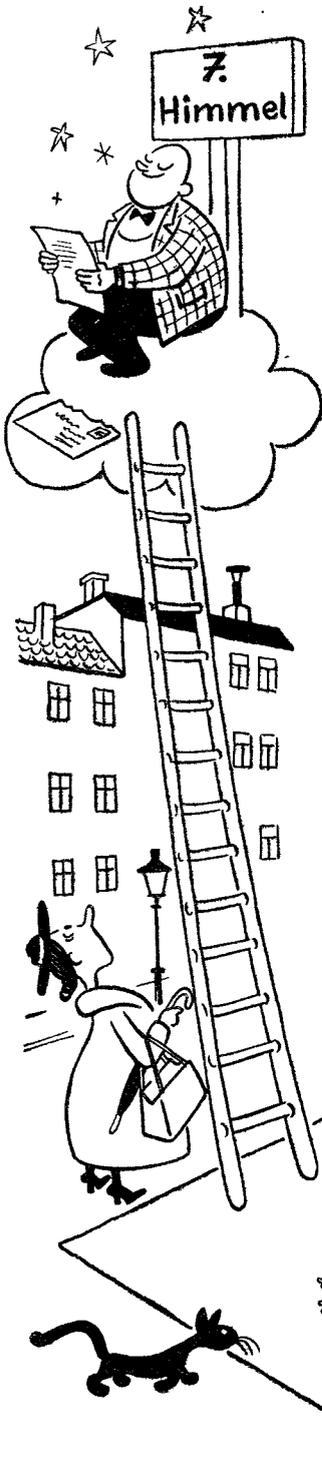




Manch aufgeschobener Brief geht schief
und wird, wenn schließlich doch geschrieben
zu drüberhin, wenn nicht zu tief;
er wäre besser fortgeblieben,
weil er nicht aus sich selber lief.

Blindgänger müßte man ihn nennen,
denn, was sich müht, sich zu vereinen,
geht, Lügen gleich, auf kurzen Beinen
und hat oft mehr das Pech, zu trennen.



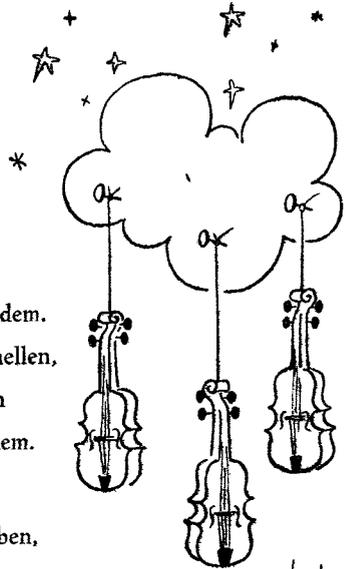


Briefwellen geh'n von dem zu dem.
 Impuls und Liebe sind die schnellen,
 jedoch die bösesten der Wellen
 sind Welle Aufschub und Bequem.

Statt einen Brief hinauszuschieben,
 schreibt man am besten eine Karte:
 Daß man bald schreibt
 und wie man schon auf diesen Fest-
 tag warte.

„Drum zürnt mir heute nicht, Ihr
 Lieben!“

Der Eindruck bleibt.



WILL HALLE

Wir wollen keine Langeweile haben



Silbenrätsel

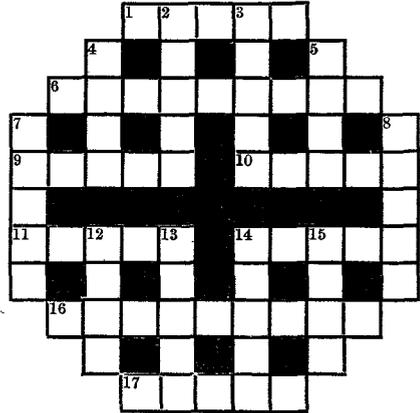
Aus den Silben ar - bel - cher - chiv - ci - de - de - der - di - druk - e - e - e - e - el - fla - ge - i - i - ka - ke - king - krug - lei - lon - mond - mos - mun - mus - nan - ne - ne - ni - phi - ra - ras - rei - reiß - ro - sa - sche - schel - son - son - stein - ster - ta - ta - tat - ter - ther - tuch - tus - vet - wachs - wid sind 21 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Wilhelm Buschs ergeben.

1. Verwandter, 2. Sammlung, 3. Verpackungsgewicht, 4. Staatshaushalt, 5. weiblicher Vorname, 6. männliches Haustier, 7. Humanist, 8. Teil des Fallschirmes, 9. Gewerbebetrieb, 10. Erfinder, 11. alter Monatsname, 12. ungarischer Mädchenname, 13. irdenes Gefäß, 14. isoliertes Gefäß, 15. ostasiatische Hauptstadt, 16. Schillersche Dramengestalt, 17. Stadt in der Ukraine, 18. römischer Geschichtsschreiber, 19. Fluß in Belgien, 20. Stoffart für Gebrauchsgegenstände, 21. Nebenfluß der Elbe.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.

G. frater Willi Sturm

Kreuzworträtsel

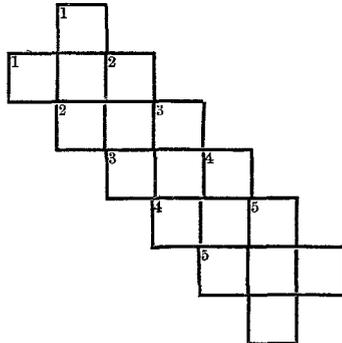


Waagrecht: 1. Himmelsrichtung, 6. italienische Insel, 9. Männername, 10. Teil eines Bootes, 11. Blutsverwandter, 14. Staat im Fernen Osten, 16. Stadt in Mitteldeutschland, 17. außergewöhnlich. — Senkrecht: Schlachtenort von 1870/71, 3. Sportboot, 4. militärischer Dienstgrad bei der Marine, 5. Kummer, 7. Verwandter, 8. Frucht, 12. Gegenteil von trübe, 13. Wetterkleidung, 14. italienischer Fluß, 15. geographischer Begriff.

Gefreter Willi Hendriks

*

Silbenkreuztreppe



1. Wandbekleidung, 2. Nachrichten-Hilfsmittel, 3. Wasserspiel, 4. Staat in USA, 5. Zeiteinteilung.

Gefreter Eckard Wremers

Buchstaben-Scherze



Unteroffizier Werner Deutsch



Gefreiter Reinhard Zeitz

Versteckrätsel

Jedem der nachfolgenden zehn Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, so daß diese, aneinandergereiht, einen Sinnspruch ergeben.

Unterredung – Leningrad – Ostsee – Silbe
Person – Schweiz – Neigung – Genie – Ost-
gebiet – Soldat.

Gefreiter Dietrich Weltz

Magisches Quadrat

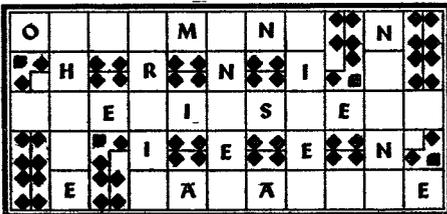
1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Aus den Buchstaben A
A A A A A B E E E E
L L N R R R S S S S
T U U sind Wörter von
nachfolgender Bedeutung
zu bilden und senkrecht
und waagrecht in die
Felder einzutragen:

1. Nebenfluß der Elbe, 2. Stadt in Nordfrankreich, 3. Sagenkönig, 4. Gartenhäuschen, 5. westdeutsche Industriestadt.

Unteroffizier Nußbaum

Kreuzgitter



In die freien Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß ein Gitterwerk sich kreuzender Wörter entsteht. Die Erklärungen der Wörter sind unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur angegeben. Die bereits eingetragenen Buchstaben dienen zur Kontrolle (ö = oe):

Schwedisches Gewässer – nordische Schicksalsgöttin – westeuropäischer Strom – Verzierung – Himmelsbote – romantischer Dichter
Stadt in Ostpreußen – Fluß in Italien.

Rösselsprung

(Ein Spruch aus der H.Dv. 130/9)

		kraft	en	len	ren		
		will	an	ne	auf		
dem	griffs	die	pfe	trau	vor	ih	ei
feind	kampf	von	ke	ih	ge	rie	warts
geist	star	gen	muß	te	ver	re	in
ihr	denj	ihn	sein	der	liegt	und	im
		be	fan	ran	sie		
		an	muß	herrscht	in		

Hauptmann Garvs

Worträtsel

Einsilbig bin ich von Natur,
du brauchst mich gar nicht häufig;
mit vorgestellten Silben nur
bin ich dir sehr geläufig:

Mit „Aus“ hast du mich schon erklimmen
und bist mit „Ein“ zu mir gekommen,
Mit „Vor“ bin ich sehr zu empfehlen,
mit „Nach“ brauch mich bei fremdem Fehlen,
mit „Ab“ kann gut und böß' ich sein,
mit „Über“ schließ' ich vieles ein, –
mit „Rück“ ein guter Mensch mich nimmt,
mit „An“ werd' oft ich umgestimmt.

Soldat Johannes Schütz

Das Problem der acht Damen

Auf einem Schachbrett sind acht Damen so zu verteilen, daß sie sich gegenseitig nicht schlagen können.

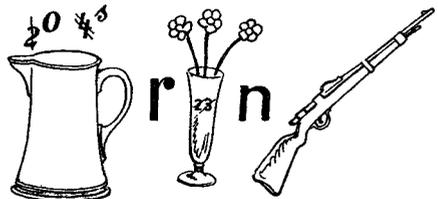
Wieviel Lösungen gibt es?

Welches sind diese Lösungen?

Welche Zusammenhänge bestehen zwischen den Lösungen?

K. V. Rat Jüssing

Bilderrätsel



Unteroffizier Clemens Ehle



HELDENMÄL

Holzchnitt von Karl Hennemann

Die Herzen auf!

Wer sehen will,
der sieht!

*Die Kraft ist da,
vor der die Nacht
entflieht!*

DIETRICH ECKART

ZU ADOLF HITLERS GEBURTSTAG 1923

Die Trommeln und die Pfeifen

Worte: Hermann Löns

Weise: Gefreiter Fred Kühnenth.

Satz: Unteroffizier Erich Margent

Die Trommeln und die Pfeifen, die habn ein laut Ge-tön, Ge-tön, mit Trommeln und mit Pfeifen, d

geht's noch mal so schön. Sind wir nicht die Grenadie-re, Gre-na-dier in Schritt und Tritt,

wenn die Grenadie-re kom-men, klingen al-le Fen-ster mit. Tra-la-la, tra-la-la,

tra-la-la, tra-la-la-la-la-la-la-la-la-la, tra-la-la-la-la-la-la, tra-la-la!

1. Du wunderschönes Mädchen, du sollst die meine sein, ja sein, du wunderschönes Mädchen, ich denke i
dein; wenn die blauen Bohnen fliegen, wenn da fließt das rote Blut, deiner werde ich gedenken, denn ich bi
gar zu gut.

2. Mein schönes Turteltaubchen, noch eine kurze Zeit, ja Zeit, mein schönes Turteltaubchen, dann halte
bereit; kommt der Mond zum dritten Male, bin ich wiederum bei dir, einen Orden will ich tragen als ein t
Grenadier.

1. Die Trommeln und die Pfeifen, die habn ein laut Getön, mit Trommeln und mit Pfeifen, da gehts noch
schön; denn wir sind die Grenadiere, Grenadiere wolln wir sein; tapfer sind wir vor dem Feinde und bei sd
Mägdlein.



Die Soldatenblätter bauen auf der Mitarbeit der Truppe auf.
Sämtliche Einsendungen sind zu richten an: Schriftleitung der
Soldatenblätter für Feier und Freizeit im Oberkommando der
Wehrmacht, Allgemeines Wehrmachtamt, Abteilung Inland,
Berlin W 35, Tirpitzufer 72/76

DRUCK: BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG